





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Feuer-Furie

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Feuer-Furie

John Sinclair Nr. 596

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 05.12.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Feuer-Furie

Es gibt tatsächlich Menschen, die behaupten, daß man es riecht, wenn Leichen verbrannt werden.

An diese Worte mußte ich denken, als ich den Rover dort stoppte, wo die Einfahrt zum Krematorium in den Hof hin auslief. Suko, mein Freund und Kollege, stieg zur selben Zeit aus wie ich. Er rümpfte die Nase und schaute dabei zu einem der beiden Schornsteine hoch, aus deren Öffnungen dünne, dunkle Rauchwolken quollen.

Hier, am Stadtrand von London, waren sogar die Grundstückspreise noch bezahlbar. Wer wollte auch schon in unmittelbarer Nähe eines Krematoriums wohnen, wo die Schlote oft genug den dunklen Rauch ausspien und die Menschen daran dachten, was da verbrannt wurde...

Immer mehr Feuerbestattungen wurden durchgeführt. In London hatten wir zwei Krematorien, und es hätte noch eines gebaut werden müssen, um die häufigen Wartezeiten für die Verbrennungen zu kürzen. Denn es bestand eine Vorschrift, daß pro Tag nicht mehr als acht Verbrennungen durchgeführt werden durften, aus Gründen des Umweltschutzes.

Der Bau eines Krematoriums kostet Geld, und damit war eine Stadt wie London nicht gerade reichlich gesegnet. Also würde man sich vorläufig mit den beiden Bauten begnügen müssen.

Der Hof war mit grauem Pflaster bedeckt. Ein Leichenwagen parkte an einer kleinen Rampe. Zwei Männer luden einen Sarg aus und schleppten ihn über die Rampe.

Die Luft drückte, der Qualm konnte kaum richtig in den Himmel steigen und verteilte sich über der Öffnung wie ein breiter Lappen.

Suko schüttelte den Kopf und seufzte.

»Was ist?« fragte ich. »Sag nur nicht, daß du hier nicht begraben sein willst.«

»So ähnlich schon.«

Ich hob die Schultern. »Was willst du machen? Die einen werden beerdigt, die anderen verbrannt, wobei letztere Schlange stehen.«

»Schlange liegen, meinst du.«

»Richtig.«

»Immer mehr Menschen wollen sich nach ihrem Tode verbrennen lassen.«

Suko runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Das Leben ist irgendwie komisch, aber auch der Tod gehört dazu«, philosophierte er und reckte sich, weil er nach der Fahrt steif geworden war. »Wie hieß der Knabe noch, der uns nervt?«

»Ingram.«

»Also gut, auf den bin ich gespannt.«

»Weshalb das denn?«

»Mich interessieren einfach die Menschen, die ihr Geld in einer Verbrennungsanstalt verdienen. Müssen komische Typen sein. Genau wie die Leichenwäscher.«

»Einer muß den Job ja machen.«

Suko ging vor. Ich setzte mich ebenfalls in Bewegung und dachte über einen Mann namens Ingram nach, der einige Male bei uns angerufen hatte, weil er bei der Verbrennung der Leichen, die er überwachen mußte, etwas Komisches gesehen hatte. Er hatte von seltsamen Figuren gesprochen, sich aber nicht konkret ausdrücken können. Nach dem vierten Anruf – wir hatten einen kleinen sommerlichen Leerlauf – taten wir ihm den Gefallen, dem Krematorium einen Besuch abzustatten.

Der Backsteinbau erinnerte mich an ein Gefängnis. Fehlten nur noch

die Gitter vor den Fenstern, wobei die Öffnungen aussahen wie kleine, in das Mauerwerk hineingeschnittene Rechtecke.

Ich blieb neben Suko stehen, der vor einer schmalen Tür auf mich gewartet hatte. Die beiden Träger hatten den Sarg mittlerweile in den Bau geschafft, stiegen in den dunklen Leichenwagen, starteten, wendeten und rollten dicht an uns vorbei.

»Wo finden wir Ingram?« fragte ich.

Suko deutete auf einen hellen Knopf in der Wand. Er wurde von einem Metallkreis eingerahmt.

»Dann mach mal.«

Als Suko schellte, hörten wir das Scheppern der Klingel. Dieses Geräusch konnte es schaffen, Scheintote zu erwecken.

Wir wollten nur Ingram, und er war der Mann, der uns auch öffnete, denn wir erkannten ihn an der Stimme, als er fragte: »Sind Sie Sinclair und Suko?«

»Ja, Ingram«, sagte ich.

»Okay, dann kommen Sie mal rein.«

Seine Stimme klang tonlos, und irgendwie tonlos wirkte der Knabe auch selbst. Tonlos und gleichzeitig farblos. Ob man als Angestellter eines Krematoriums unbedingt einen grauen Kittel tragen mußte, dafür brachte ich noch Verständnis auf, aber die Farbe des Kittels hob sich kaum von der Haut ab. Auch sie zeigte ein Grau, als hätte sich Ingram mit Leichenasche gepudert. Sein Haar – glatt nach hinten gekämmt – war ebenfalls grau, auch die Augenbrauen und die Lippen.

Sein Alter war schwer zu schätzen, doch irgendwie paßte er in das Krematorium.

»Sie kommen günstig«, sagte er.

»Warum?«

»Weil wir gleich verbrennen werden.«

»Da sollen wir zuschauen, nehme ich an.«

Ingram nickte Suko zu. »So ist es. Aber kommen Sie erst mal rein. Haben Sie schon an einer Verbrennung teilgenommen?«

»Leider«, erwiderte ich. »Und ich habe es überlebt.«

»Wie das?«

»Man wollte mich verbrennen, Mr. Ingram.«

Er lachte, mehr fiel ihm nicht ein. Selbst das Lachen paßte in die Umgebung, weil es so tonlos klang. »Kleiner Scherz, wie?«

»Leider nicht, Mister.«

Wenigstens roch es im Innern der Verbrennungsanstalt nicht nach Leichen oder Qualm. Dafür aber nach Bohnerwachs, mit dem der Boden gesäubert und geglättet worden war. »Da Sie keine Besichtigung möchten, führe ich Sie direkt zu den Kammern«, erklärte Ingram.

»Tun Sie das, aber nicht direkt hinein.«

Er lachte. »Keine Sorge. Lebende Menschen haben wir meines Wissens hier noch nicht verbrannt, wobei ich an Scheintote denke und nicht an irgendwelche Mafia-Verbrechen.«

»Das hatten wir auch nicht angenommen.«

Es gefiel uns beiden nicht im Innern dieses Hauses. Die Steinwände strömten Kälte aus, die Decke zeigte einen grüngrauen Anstrich.

Wir passierten mehrere Türen. Zwei Männer in ebenfalls grauen Anzügen kamen uns entgegen. Die beiden trugen Handschuhe und waren ziemlich kräftig gebaut.

Ingram blieb stehen. »Ist alles vorbereitet?« fragte er.

Die Männer nickten. Sie stanken nach Rauch. »In zehn Minuten können wir anfangen.«

»Gut, dann werde ich mit den Herren hier hinter der Scheibe stehen und zuschauen.«

Wir wurden angeschaut wie zwei, die sich verlaufen hatten. »Sind das Bullen?«

»Klar.«

Einer meinte: »Ihr wollt euch wohl davon überzeugen, daß wir den Richtigen verbrennen, wie? Wir können auch eine Ausnahme machen und den Sarg offenlassen.«

»Darauf verzichten wir«, erwiderte ich.

»Keine Nerven, was?«

»Es muß ja nicht sein.«

Die Helfer gingen achselzuckend weiter. »Kleine Scherzbolde, die Knaben, wie?« fragte Suko.

Ingram legte die Stirn in Falten. »Wenn Sie hier arbeiten, würden Sie auch nicht anders reagieren.«

»Das kann sein.«

»Es ist auch für einen Zuschauer nicht schön. Ich kann Ihnen einen Schnaps bereitstellen, kostet das gleiche Geld.«

»Danke«, wehrten Suko und ich gemeinsam ab.

Wir gingen ein paar Schritte weiter und blieben vor einer breiten Tür stehen, die Ingram anstarrte, als wäre sie ihm fremd. Er öffnete die Tür, machte Licht und ließ uns eintreten.

Wir gelangten in einen hallenartigen Raum, dessen Wände ein Muster aus dunkelroten Fliesen zeigten.

Der Raum zeigte so gut wie keine Einrichtung, er besaß auch kein Fenster, sondern eine breite Sichtscheibe, die wie Panzerglas, durch die wir dorthin schauen konnten, wo der Sarg verbrannt werden sollte. Das heißt, direkt in die Verbrennungskammer.

Ingram deutete auf zwei Stühle. »Wenn Sie wollen, können Sie sich auch setzen.«

»Nicht nötig«, wehrte ich ab. Zusammen mit Suko ging ich auf die Scheibe zu. Dicht davor blieben wir stehen und schauten hindurch.

Noch immer wurde der Sarg von oben her nach unten gelassen, bis er einen Rost erreichte, der sich in die Tiefe der eigentlichen Verbrennungskammer hinzog und dort verschwand. Daß wir überhaupt etwas erkennen konnten, lag am Licht, das vom »Zuschauerraum« aus durch die dicke Scheibe fiel.

»Na?« fragte Ingram. »Enttäuscht?«

Ich drehte mich um. »Weshalb?«

»Vielleicht haben Sie sich das anders vorgestellt.«

»Wir wundern uns nur darüber, daß nichts modernisiert worden ist.«

»Was hätte man denn da machen sollen. Okay, es gibt eine Steuerung, das ist alles.«

»Wer bedient sie?« fragte Suko.

»Sie haben die Leute gesehen. Wir arbeiten schon lange zusammen. Die kennen sich aus. Sie entfernen vor der Verbrennung auch sämtliches Metall von den Särgen.«

»Warum auch nicht?« Ich schaute Ingram an. »Sie haben uns nicht kommen lassen, um uns hier was über die Verbrennungen zu erzählen. Was war der eigentliche Grund?«

Er runzelte die Stirn und schaute gegen die viereckige Lüftungsklappe an der Decke. »Das ist schwer zu sagen, man muß das selbst erlebt haben. Sie werden es ja sehen.«

»Was genau?«

»Das Feuer war anders.«

»Brannte es nicht so gut?«

»Alles war klar. Mich irritierten nur die Flammen. Ich hatte jedesmal den Eindruck, als würde sich aus ihnen ein menschlicher Körper formen, wenn Sie verstehen.«

»Wie bitte?«

Er strich mit beiden Händen über sein graues Gesicht. Selbst Ingram konnte Furcht zeigen. »Ja, das war unheimlich. Aus den Flammen formte sich eine Gestalt.« Er zeichnete sie derart gut mit den Händen nach, daß Suko fragte: »War es eine Frau?«

»Ja, Sir!«

Ich holte laut durch die Nase Luft. Sie war kühl, und frostig rann es auch meinen Rücken hinab. »Eine Frau, die aus dem Feuer stieg, wie nett!«

»Nein, das stimmt nicht. Es war eine Frau im Feuer, verstehen Sie? Die steckte in den Flammen, sie war praktisch eins damit. Sie schien es zu genießen.«

»Das müssen Sie mal näher erklären.«

Ingram hob die Schultern. »Kann ich nicht genau. Sie bewegte sich so wie die Flammen, schien darin zu tanzen, sich wohl zu fühlen, hatte ihre Arme sowie die Hände ausgestreckt und bewegte ihre Fingerspitzen wie das Feuer.«

»Wie sah sie denn aus?« fragte Suko.

»So gut wie nackt. Sie hatte blondes Haar, glaube ich, sie trug einen Revolver, und sie stand auf einem Stück Stahl, glaube ich. So etwas Ähnliches wie ein Schwert oder eine Lanze. Genau konnte ich das nicht sehen, weil der Rauch zu dicht war.«

Ich nickte. »Okay, gehen wir mal davon aus, daß die Frau tatsächlich aus dem Feuer erschienen war. Wo ging sie dann hin?«

»Sie verschwand.«

»Einfach so?« fragte Suko.

»Ja, sie löste sich auf, als hätten die Flammen sie letztendlich verbrannt.«

»Und diesen Vorgang haben Sie öfter mit ansehen können?«

Ingram nickte Suko zu.

»Mit denen habe ich auch darüber gesprochen. Ich rief dann bei Ihnen an, weil ich wußte, daß Sie sich mit so komischen Dingen beschäftigen. Heute können Sie es selbst sehen.«

»Eingebildet haben Sie sich das alles nicht?«

Ingram hob die rechte Hand zum Schwur. »Ich schwöre, daß ich Sie nicht auf den Arm nehmen will.«

»Das würden Sie auch kaum schaffen«, erwiderte ich grinsend und deutete auf die Scheibe. »Wann geht es denn los?«

»Das müßte jeden Moment anfangen.«

»Hoffentlich.«

Ich hatte das Wort kaum ausgesprochen, als rechts neben der Scheibe eine rote Lampe aufleuchtete. Ingram nickte. »Wir haben Glück, sie senken den ersten Sarg auf den Rost.«

»Wer wird denn verbrannt?« erkundigte sich Suko.

»Ein älterer Mann. Die Asche fällt dann durch den Rost in einen Trichter. Wenn sie abgekühlt ist, kippen wir sie in die Urne.«

Ingram schaute etwas irritiert, wurde aber, ebenso wie wir, von den Ereignissen abgelenkt, als von oben her graues Licht in den Schacht sickerte und es so aussah, als würde sich auf den Gitterstäben der Rost verteilen.

Noch sahen wir den Sarg nicht, auch wenn ich in die Höhe schielte. Sehr bald füllte ein kantiger Schatten den Lichteinfall aus. Eine Plattform, auf dem der Sarg stand, senkte sich dem Rost entgegen.

Sie glitt nur langsam in die Tiefe. Ein hydraulisch angetriebener Stempel sorgte für ein gleichbleibendes Tempo.

Der Sarg berührte den Rost, die Platte drehte sich, ein Greifarm erschien und schob die helle Totenkiste auf die Mitte des Verbrennungsrostes zu, so daß sie direkt in unser Blickfeld geriet.

»Das hat sich im Gegensatz zu früher verändert«, kommentierte Ingram. »Wir haben ebenfalls automatisiert. Und schauen Sie sich den Sarg an. Wer verbrannt wird, der sollte in einem billigen Sarg liegen.

Fichte brennt schneller als Eiche.«

»Da haben Sie recht.«

Oben schloß sich die Luke. Das Licht verschwand, Dunkelheit umhüllte den Rost. Selbst der Sarg war für uns nur mühsam zu erkennen. Ingram stand neben mir, schaute durch die Scheibe. »Gleich«, flüsterte er, »werden die ersten Gasflämmchen über den Rost tanzen. Danach geht alles ziemlich schnell.«

»Und wann erscheint die Gestalt?« wollte ich wissen.

»Später, wenn der Sarg richtig in Flammen steht.« Er bewegte beide Arme. »Sie entwickelt sich aus dem Feuer. Mir kam es so vor, als wollten die Flammen sie erschaffen.«

»Haben Sie das auch?«

»Bestimmt, Mr. Sinclair.«

Sekunden verstrichen. Noch tat sich nichts. Wir hörten auch kein Puffen, als das Gas plötzlich aus den Düsen strömte und sich auf der gesamten Rostbreite entzündete.

Blasse Flammen, in einer Farbe zwischen Hellblau und einem fahlen Grau. Sie standen da wie Lanzenspitzen, kein Windhauch bewegte sie. Ingram nickte: »Bald«, sagte er, »geht es los. Sie wärmen den Rost erst an. Ich habe schon erlebt, daß, wenn der Sarg in Flammen steht und die Hitze auf die Leiche übergreift, sie sich aufbäumt, als wollte sie aus der Totenkiste hervorklettern. Das ist alles schon dagewesen, wundern Sie sich also nicht.«

»Wir sind Kummer gewohnt.«

»Das kann ganz schön schaurig aussehen, Mr. Sinclair. Ich sage es Ihnen.«

»Mal sehen.«

Gleichzeitig und mit einem heftigen Ruck schossen die Flammen in die Höhe und nahmen an Länge zu. Sie waren plötzlich dreimal so groß. Jetzt besaß das trockene und angewärmte Holz keine Chance mehr. Im Nu fing der Sarg Feuer.

So schnell, daß ich unwillkürlich zurückzuckte. Die Scheibe hielt völlig dicht. Wir vernahmen keinen Laut, kein Fauchen der Flammen, kein Knacken des Holzes. Der Vorgang lief mit einer nahezu erschreckenden Lautlosigkeit ab.

Wir schauten nur zu.

Die Flammen waren gierig. Wie kleine, gefräßige Arme packten sie zu und gaben dem Holz keine Chance. Der Deckel sprang plötzlich in die Höhe. Bestimmt mit den entsprechenden Geräuschen, wir aber vernahmen keinen Laut.

Bäumte sich die Leiche auf?

Der Sarg schmolz zusammen. Hinter der Wand aus Flammen verzerrte sich das Holz, und tatsächlich war durch die Hitze der Körper des Toten angehoben worden.

Zuerst rutschte ein Arm über den Sargrand, dann sahen wir einen Teil des Kopfes und flammende Haare, aus denen Funken sprühten und sich verteilten.

Kein Anblick für schwache Nerven. Auch ich mußte schlucken, aber ich schaute nicht weg.

Ingram stand schräg hinter mir. »Wenn alles klappt, müßte die Gestalt eigentlich gleich kommen.«

»Da bin ich gespannt.«

Lange brauchte ich nicht zu warten. Am Ende der immer mehr verbrennenden Totenkiste schlugen die Flammen von zwei Seiten her kommend besonders in die Höhe.

Sie trafen zusammen, formierten sich derart, daß sie ein Bild schaffen konnten.

Das Bild eines Menschen, einer Frau…

Ich bekam große Augen. Meinem Freund Suko erging es nicht anders, auch er konnte nur staunen.

»Da!« rief Ingram, »da, verdammt, jetzt sehen Sie es selbst. Das ist doch eine Frau – oder?«

»Ja!« Meine Stimme klang wie ein Hauch. »Das ist tatsächlich eine Frau, Mr. Ingram…«

***

Es war im ersten Moment unwahrscheinlich und auch irgendwie unerklärbar, aber wir waren keiner Täuschung erlegen. Die Flammen hatten einen Frauenkörper entlassen oder einen geformt. Ich hätte ein Monatsgehalt darum gegeben, jetzt zu wissen, woher diese Person gekommen oder wo sie entstanden war.

Sie war fast nackt – oder war sie nackt? Durch das Zucken war es schwer zu erkennen. Wir konnten ihr Gesicht sehen, die blonden Haare; wir sahen die Beine, die Arme, und sie hielt etwas in der Hand, das wie ein Revolver aussah. Dann erkannten wir einen hellen Streifen, auf dem sie mit den Füßen klebte. Ingram hatte von einem Schwert oder einer Lanze gesprochen.

Gut möglich, daß sie sich darauf bewegte, hochging, noch tiefer in das Feuer hineinschritt, aber trotzdem nicht weiterkam. Wir sahen, aber sah sie auch uns?

An einer gewissen Stelle blieb die Person stehen und drehte sich um.

Jetzt schaute sie gegen die Scheibe.

»Scheiße!« keuchte Ingram, »das hat sie sonst nie gemacht. Die sieht aus, als wollte sie schießen!«

Tatsächlich richtete sie die Mündung des Revolvers gegen die Scheibe, drückte aber nicht ab. In der gleichen Sekunde noch brachen die Reste der Totenkiste zusammen.

Funken jagten wirbelnd in die Höhe. Ein wahrer Sturm breitete sich

aus, tanzte in das Feuer hinein und regnete auch gegen den Körper der Flammenfrau, die sich vorkommen mußte wie unter einer Dusche aus glühenden Teilen und sogar noch die Arme ausbreitete, als wollte sie dies alles genießen.

Noch einmal schossen die Flammen hoch, um einen Augenblick später zusammenzufallen.

Nichts war mehr da. Kein Feuer, kein Sarg, auch nicht die geheimnisvolle Fremde mit dem vollen Haar. Nur ein Restfeuer zuckte noch aus den Düsen. Durch die fingerhohen Flammen wirbelten letzte Staubreste, bevor sie durch den Rost dem Trichter entgegensanken, wo sie schließlich aufgefangen wurden.

In der Verbrennungskammer breitete sich die Finsternis aus. Aus der Höhe fiel ebenfalls kein Licht, und wir hörten Ingram pfeifend atmen. »Was habe ich Ihnen gesagt?« keuchte er. »Was habe ich Ihnen gesagt? Ich habe nicht gelogen.«

»Das haben Sie nicht.«

Er stand vor uns und breitete die Arme aus. Schweiß perlte auf seinem grauen Gesicht. »So, und jetzt möchte ich von Ihnen eine Erklärung haben, nur von Ihnen.«

»Die können wir Ihnen nicht geben.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Was haben Sie denn erwartet?« fragte Suko. »Daß wir Ihnen den Namen dieser Flammen-Furie sagen?«

Ingram lachte, obgleich es nichts zu lachen gab. »Flammen-Furie ist gut, das ist sogar sehr gut. Genau der richtige Name für dieses Wesen, das so plötzlich erscheint. Ich habe es Ihnen gezeigt, alles weitere ist Ihr Job. Sie müssen die Person fangen.«

»Falls sie sich einfangen läßt«, warf ich ein.

»Wieso das denn nicht?«

»Besitzt sie einen Körper, oder war sie selbst nur eine Flamme?«

»Keine Ahnung, Mr. Sinclair. Sie sollten es selbst herausfinden, meine ich.«

Das brauchte er uns nicht zu sagen. Jedenfalls wußten wir Bescheid. Wir hatten es tatsächlich mit einem Wesen zu tun, über dessen Herkunft wir uns den Kopf zerbrechen konnten.

Suko hatte sie eine Flammen-Furie genannt. Sie mußte innerhalb des Feuers existieren können. Oder bestand sie selbst nur aus Flammen, so daß es ihr nichts ausmachte?

Nein, wir hatten ihr blondes Haar wehen sehen, das von dem Feuer verschont geblieben war. Diese Frau gab uns ein gewaltiges Rätsel auf. Wer war die Person?

Von Sukos Gesicht las ich ab, daß auch er angestrengt darüber nachdachte. Als er den Kopf schüttelte, sprach ich ihn an. »Was hast du? Ist dir etwas in den Sinn gekommen?«

»Nein – oder doch.«
»Was denn nun?«
Suko verengte die Augen und starrte gegen die dicke Scheibe. »Ich hatte das Gefühl, die Person zu kennen. Jedenfalls kamen mir ihre Gesichtszüge bekannt vor. Dir nicht?«
»Nein.«
»Da kann man nichts machen!«
»Wer sollte es denn gewesen sein?«
Suko ballte die Hand zur Faust. »Wenn ich dir das sage, John, hältst du mich für einen Spinner.«
»Nie.«
»Okay, es liegt noch nicht lange zurück. Erinnerst du dich noch an die rothaarige Vampirin Reva, die Will Mallmann zum Blutsauger gemacht hat?«
»Klar, an sie erinnere ich mich.« Ich lachte leise. »Aber was ist… Moment mal – was hast du gesagt? Reva?«
»Genau.«
»Die ist tot.« Ich zielte mit dem Zeigefinger auf Suko. »Du hast sie erschossen.«[1]
»Stimmt.«
»Und ein Vampir, der einmal zu Staub zerfallen ist, kann normalerweise nicht mehr zum Leben erweckt werden, besonders dann nicht, wenn der Staub verweht wurde. Außerdem hatte Reva rote Haare.«
»Das weiß ich alles, John.«
»Dennoch bist du skeptisch.«
»Richtig.« Suko fuhr mit der Fingerspitze über sein Kinn. »Weil einfach eine gewisse Ähnlichkeit vorhanden war, John. Ich habe mir ihr Gesicht genau angesehen und bin zu dem Entschluß gekommen, daß die Ähnlichkeit nicht zu übersehen ist.«
»Das kann ich nicht glauben. Mir jedenfalls ist nichts aufgefallen, Alter.«
Suko ließ sich nicht beirren. »Es braucht ja nicht unbedingt Reva zu sein.«
»Wer dann?«
»Jemand, mit dem sie zusammengearbeitet hat. Eine Person, die ihr sehr nahe stand.«
»Eine Tochter oder Schwester, wie?«
»Zum Beispiel.«
Ich winkte mit beiden Händen ab. »Suko, ich habe mit dir zusammen schon viel erlebt, verdammt viel sogar. Wir haben außergewöhnliche Wege beschritten, um ebenso außergewöhnliche Fälle zu lösen. Wir haben Theorien entwickelt, über die andere nur lächeln konnten. Diesmal sage ich dir, daß dein Verdacht zu weit hergeholt ist. Ich

glaube einfach nicht an eine Verbindung zwischen Reva und der Feuer-Furie.«

»Willst du daran nicht glauben?«

»Das auch.«

»Ich würde der Spur gern nachgehen, John.«

Ich klatschte in die Hände. »Kannst du, Suko, nur mußt du mir sagen, wo du anfangen willst.«

»Das genau ist das Problem.«

»Hören Sie mal!« mischte sich Ingram ein, der unseren Dialog bisher schweigend verfolgt hatte. »Was bedeutet das, wenn Sie von einer rothaarigen Reva sprechen?«

»Sie war eine Person, die wir gejagt haben.«

»Aha.«

Ich wechselte das Thema. »Wann wird es die nächste Verbrennung geben?«

Ingram schaute auf die Uhr. »In zwei Stunden, würde ich meinen.«

»Willst du dir es noch einmal ansehen?« fragte Suko.

Ich wandte mich an Ingram. »Können wir denn sicher sein, daß diese Person wieder erscheint?«

Der Mann im grauen Kittel hob die knochigen Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht versprechen.«

»Dann erscheint sie also nicht bei jeder Verbrennung?«

»So ist es. Es gibt durchaus Situationen, wo sie sich vornehm zurückhält, will ich mal sagen.«

»Haben Sie über einen Grund nachgedacht?«

»Nein, nicht direkt. Sie zeigt sich nur meistens einmal am Tag. Das reicht ihr dann.«

»Immer bei der ersten Verbrennung?«

»Ja.«

Suko schnickte mit den Fingern. »Es muß einen Grund für die Feuer-Furie geben, daß sie entsteht, sich zeigt und immer wieder auf sich hinweist, zum Henker!«

»Kennst du ihn? Oder glaubst du ihn zu kennen?«

»Leider nein, John, aber ich fange an zu spekulieren.«

»Dann mach mal.«

»Sie ist nicht frei. Sie ist eingefangen von den Flammen. Vielleicht möchte sie, daß wir sie befreien, verstehst du? Aus dem verdammten Feuer hervorholen.«

»Toll – fragt sich nur, wie du es anstellen willst? Dich selbst auf den Rost setzen?«

Suko grinste. »Wäre eine Möglichkeit, wenn er nur nicht so heiß wäre. Ich gehe davon aus, daß sie ein magisches Wesen ist und daß wir sie in einer magischen Falle einfangen sollten.«

»Dann könnte sie zerstört werden.«

»Das ist Sinn der Sache.«

Ich kratzte mich am Kopf. »Also Suko, ich will dich nicht beleidigen, aber ich kann deinen Gedankengängen einfach nicht folgen. Reva ist es nicht, die hast du mit einigen geweihten Silberkugeln erledigt. Ob sie zu Reva eine Verbindung gehabt hat, weiß keiner von uns. Jedenfalls werden wir uns mit ihr beschäftigen müssen.«

»Über Reva. Wir sollten in London nachforschen, sollten versuchen, in ihrer Vergangenheit zu stöbern. Denke auch daran, daß Reva und Mallmann ein Paar gebildet haben, und daß dieser verfluchte Vampir noch immer deine Mutter hat.«

»Ja, zum Henker, daran denke ich Tag und Nacht.« Ich lief rot an und spürte zugleich den Druck im Magen. Die Entführung meiner Mutter durch den Vampir Mallmann gehörte zum dunkelsten Kapitel in meinem bisherigen Leben. Ich hatte dieses Kidnapping nicht verhindern können und war seit dieser Zeit erpreßbar.

Allerdings besaß ich einen Trumpf. Mallmann mußte, wenn er überleben wollte, den Blutstein haben, und der wiederum befand sich in meinem Besitz. Es war alles nicht einfach.

»Ich werde mal nach oben zu den beiden Mitarbeitern gehen«, sagte Ingram. »Vielleicht haben die etwas erfahren.«

»Haben Sie überhaupt mit ihnen gesprochen?« erkundigte ich mich. »Ich meine, über den Fall, diese Frau.«

»Ja, das habe ich.«

»Und?«

Er fing an zu lachen. »Die… die haben mich für verrückt und altersschwach gehalten.«

»Okay.« Ich nickte und deutete zum Ausgang. »Dann wollen wir mal verschwinden.«

Ingram ging auf die Tür zu, erreichte sie als erster, legte eine Hand auf die Klinke und drückte sie nach unten. Er wollte die Tür aufziehen, wir hörten ihn fluchen, mit der Klinke mehrmals rappeln, aber die Tür blieb verschlossen.

»Was ist denn los?«

Langsam drehte sich Ingram um. Seine graue Gesichtsfarbe war weiß geworden. »Man hat uns eingesperrt«, berichtete er flüsternd…

***

Die beiden Helfer schauten zu, wie sich die Klappe schloß, nachdem der Sarg in der Tiefe des Verbrennungsraums verschwunden war.

»Der erste«, sagte Dimitri, ein dunkelhaariger Mann mit Boxernase, der aus Rumänien stammte und froh war, einen Job bekommen zu haben.

Sein Kollege hieß Mouth, nickte nur und griff in die Tasche des Kittels. In ihr steckte stets eine Flasche Gin. Jedesmal, wenn sie einen

Sarg nach unten gefahren hatten, mußte er einen Schluck nehmen.

Ein letztes Cheers auf den Toten.

Nachdem er die Flasche wieder weggesteckt hatte, strich er seine dünnen Haare nach vorn. »Wie viele sind es heute?«

»Da ist noch einer nachgekommen.«

»Also vier.«

»Richtig.«

Mouth grinste schief. »Wir hatten schon mal mehr.« Er schaute zur Seite, obwohl er seinen Kollegen ansah, aber Mouth schielte, was Dimitri kaum noch sah, denn er hatte sich daran gewöhnt.

Der eingewanderte Rumäne zündete sich eine Zigarette an. Er hockte auf einem Stuhl mit Metallbeinen und einer leicht rissigen Sitzplatte aus Holz. Der Raum, in dem sich die beiden befanden, hätte vielen Leuten Furcht eingejagt, denn zwei Särge standen für die folgenden Verbrennungen bereit.

Sie hatten sie aus der Kühlkammer geholt, wo die Toten oft eine Woche und länger aufgebahrt wurden, bevor es zur Verbrennung kam. Vorher nämlich mußten sie noch untersucht werden. Das übernahm jeweils ein Arzt, der nach Metallteilen, wie einem Herzschrittmacher, zum Beispiel, forschte.

»Wenn der Sommer um ist, werden es wieder mehr«, meinte Dimitri. »Dann haben wir Hochbetrieb.«

»Mit Sicherheit.« Mouth hatte andere Sorgen. »Hör mal, die beiden Typen sahen aus wie Bullen.«

»Die sahen nicht nur so aus, das waren Bullen.«

»Okay, was wollen die hier?«

Mouth hob die Schultern. »Weiß ich doch nicht. Ich nehme an, daß Ingram sie geholt hat.«

Dimitri verzog den Mund. »Was sollte er für einen Grund gehabt haben, die Bullen zu holen. Die haben sich bestimmt vor das Sichtfenster gestellt, um nachzuschauen, wie der Sarg verbrennt.«

Mouth deutete mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn. »Kann sein, daß die Typen nicht ganz richtig im Hirn sind. Denen macht es Spaß zu beobachten, wie der Sarg verkohlt.«

»Würde dir das denn Spaß machen?«

»Ich bin ja kein Bulle.«

Dimitri lachte. »Da hast du recht. Meine Sorgen sind es nicht. Ich bin scharf auf den Feierabend.«

»Willst du einen draufmachen?«

»Klar.«

»Was denn?«

»Ich habe einen alten Kumpel getroffen. Wir wollen in eine rumänische Kneipe gehen und uns mal so richtig vollaufen lassen. Das muß mal sein.«

»Klar, verstehe ich.« Mouth holte wieder die Ginflasche hervor und trank einen Schluck.

Dimitri schaute auf die verschlossene Eisenklappe, unter der der Sarg verschwunden war. Er verzog die Lippen, als er sprach. »Jetzt brennt er, jetzt haben ihn die Flammen erfaßt. Vielleicht richtet sich der Tote noch mal auf.«

»Du bist verrückt.«

»Wird man das nicht bei diesem Job?«

»Daran mußt du dich gewöhnen.« Mouth reckte sich und schielte zu dem zweiten Sarg rüber. »Wer von uns ist an der Reihe, das Metall abzureißen?«

»Beide«, sagte Dimitri, »du rechts, ich links.«

»Immer auf die Alten!« beschwerte sich Mouth. »Immer auf die Alten. Wie soll das noch enden?«

»Im Sarg.«

Mouth kicherte. »Hör mal, eine Frage. Wirst du mich dann auch verbrennen?«

»Will du es denn?«

Mouth schlug ihm auf die Schulter. »Wer sonst? Verheiratet bin ich nicht, Verwandte können mich kreuzweise…«

»Weshalb hast du kein Weib bekommen?«

»Es gibt einfach zu viele davon. Ich habe mich nicht entscheiden können, verstehst du?«

Dimitri schaute seinen Kollegen von oben bis unten an. »Ob das stimmt, weiß ich auch nicht.«

»So ungefähr«, gab Mouth zu und griff nach dem Werkzeug.

»Wenn die Süßen hörten, womit ich meine Brötchen verdiene, haben sie schnell Reißaus genommen. Die wollten keinen heiraten, der abends, wenn er nach Hause kommt, wie eine Leiche riecht.«

»Du duscht dich doch immer.«

Über den Sarg hinweg schielte Mouth auf seinen Kollegen.

»Kriegst du diesen Leichengestank immer ab?«

»Nein.«

»Na also.«

Sie schwiegen und widmeten sich ihrer Arbeit. Im Ablösen der Griffe hatten sie Routine. Das klappte wie am Schnürchen bei ihnen, auch jetzt bereitete sie ihnen keine Schwierigkeiten. Mit den elektrischen Schraubenziehern drehten sie die Schrauben heraus und schleuderten sie in eine Holzkiste. Die Griffe abzunehmen, war danach nur ein Kinderspiel.

Dimitri war als erster fertig und richtete sich auf. »Sag mal, wer liegt eigentlich in der Kiste.«

»Eine Frau, glaube ich.«

»Schon älter?«

»Willst du nachschauen?«
»Keinen Bock.« Dimitri grinste. »Ist nur für meine Statistik, weißt du?«
»Nein.«
»Ich rechne aus, ob mehr Frauen sterben als Männer. Das ist alles. Und ich sage dir, wir Männer haben es im Leben schwerer. Es sterben zur Zeit mehr Männer als Frauen. Die Weiber werden auch älter.«
»Laß das nur keine Emanzen hören.«
»Stimmt doch.«
Dimitri ging zur Seite und bog sein Kreuz durch. Manchmal bekam er Rheuma, das mußte an den feuchten Räumen liegen oder am Klima. Er blieb auf der Eisenplatte stehen, die den Eingang zum Verbrennungsschacht darstellte.
Sie war auch gleichzeitig die Plattform. Wenn sie bewegt werden sollte, mußten einige Schalter umgedreht werden, bevor die Mechanik in Gang gesetzt werden konnte.
Mouth fiel auf, daß sein Kollege ziemlich lange auf der Eisenplatte stand. »He, gefällt es dir da besonders, Junge?«
»Und wie.«
»Was ist denn?«
Dimitri schaute etwas dumm aus der Wäsche, als er leise sagte:
»Die Platte ist noch warm. Das spüre ich sogar durch das Eisen und meine Schuhsohlen.«
»Klar, was sonst?«
»Du hast mich nicht begriffen, Mouth. Ich sagte warm, aber ich meinte, sie ist heiß.«
»Wirklich?« Mouth kam näher, bückte sich. Es sah so aus, als wollte er sie mit der ausgestreckten Hand berühren, zuckte jedoch zurück, als er die Wärme spürte, die gegen seine Haut strahlte. Er richtete sich wieder auf.
»Was habe ich gesagt?«
Mouth nickte Dimitri zu. »Du hast recht gehabt. Das Ding ist wirklich warm.«
»Und jetzt?«
»Müßten wir Bescheid geben, daß sie mal ausgewechselt wird. Aber die Hundesöhne renovieren nichts, die bauen auch kein neues Krematorium. Für alles haben sie Geld.« Er ärgerte sich dermaßen, daß er wieder einen Schluck nehmen mußte.
Dimitri verließ die Platte und schritt auf seinen Metallspind zu. Er verspürte Hunger und wollte sich mit einem Joghurt stärken. Seine Hand hatte den Spind noch nicht berührt, als er hinter sich einen erstickt klingenden Laut vernahm, den Mouth ausgestoßen hatte, Dimitri drehte sich um. So hatte er seinen Kollegen noch nie gesehen.
Mouth hielt die Ginflasche weiterhin in der Rechten. Seine Augen

waren weit geöffnet, sie zeigten das blanke Entsetzen, und er hustete entsetzlich.

»Was hast du, Mouth?«

»Scheiße!« flüsterte der Mann. »Verdammter Mist! Schau dir das an, Dimitri, schau es dir an!« Er war so geschockt, daß er die Flasche nicht mehr halten konnte. Sie rutschte ihm aus der schweißfeuchten Hand, prallte zu Boden und zerbrach. Der restliche Gin lief aus, er verteilte sich in einer breiten Lache.

Dimitri hatte erst lachen wollen. Das verging ihm, als er sah, was tatsächlich geschehen war.

Für die Flammen schien es kein Hindernis zu geben. Sie krochen durch die festsitzende Eisenplatte von unten her in die Höhe. Und nicht nur das. Aus ihnen formte sich eine Gestalt, eine halbnackte Frau, die nur einen Tanga trug. Das blonde Haar fiel ihr bis über die nackten Brüste. In der rechten Hand hielt sie etwas, das aussah wie ein Revolver…

***

Beide Männer konnten nicht sprechen. Sie waren zu entsetzt, um ein Wort hervorzubringen. Aber ihre Gedanken wirbelten, und sie dachten unabhängig voneinander das gleiche.

Ingram hatte von einer Flammenfrau gesprochen, die ihm angeblich über den Weg gelaufen war.

Und diese Flammenfrau war entstanden. Sie war aus der Tiefe gekommen und tanzte nun dicht oberhalb der Eisenplatte einen zuckenden Reigen, als wollte sie sich produzieren. Noch immer war den Männern nicht klar, ob es sich bei der Person um ein lebendes Wesen handelte oder um eine Spukerscheinung, denn Flammen zeichneten die Umrisse ihres Körpers mit einem dunklen Rot nach.

Das Haar war lang und blond. Wenn die Frau sich schneller drehte, hob es an und wirbelte weg von ihren Brüsten.

Das Gesicht der Person wirkte etwas gedrungen für eine Frau. Um eine Idee zu hart. Der Ausdruck zeigte den unbeugsamen Willen der Person.

Sie hielt die Waffe fest, aber sie schoß nicht. Bei jeder Drehung wies die Mündung einmal für einen kurzen Augenblick auf Dimitri und wenig später auf Mouth.

Sie bestand aus einem Flammenkreisel, der während ihrer Bewegungen auffauchte.

Den Männern blieb die Sprache im Hals stecken. Sie konnten nicht begreifen, was da vor ihren Augen ablief, aber sie spürten die Wärme, die sie ausstrahlte.

Plötzlich stoppte sie.

In diesem Augenblick fielen auch die Flammen zusammen. Es sah so

aus, als hätte sich die Person eines störenden Umhangs entledigt.
Ohne sich zu bewegen, blieb sie stehen. Die Lippen waren fest zusammengekniffen und zeichneten eine harte Linie. Die rechte Hand mit dem Revolver sank nach unten.
Unter ihrem Blick fühlten sich die Männer nicht nur unwohl, sondern auch ängstlich. Längst lag auf ihren Körpern eine Gänsehaut.
Sie rechneten zudem mit dem Schlimmsten.
Noch einmal schüttelte sich die fremde Blondine. Dann trat sie vor.
Sie trug nicht einmal Schuhe. Bis auf den Tanga-Slip war sie nackt.
Ihre Haut schimmerte hell, auch wenn sie einen dunkleren, feurigen Ton nicht verleugnen konnte. Den Männern kam es vor, als würde noch unter der Haut Feuer brennen.
Etwa zwei Schritte vor ihnen blieb sie stehen und streckte den Arm aus. Dabei bewegte sie ihren Revolver, so daß die Mündung zwischen den beiden ständig wechselte.
Dimitri und sein Kollege kamen sich vor, als überlegte die Person, wen sie zuerst erschießen sollte.
Sie hoben die Hände.
Um die Lippen der Frau glitt ein Lächeln. Dann öffnete sie den Mund, wobei sich plötzlich kleine Feuerzungen zeigten, die um ihre Lippen herum tanzten, ohne diese zu verbrennen oder auch nur die Gesichtshaut anzusengen.
Auch die Augen waren anders als die eines normalen Menschen.
Keine richtigen Pupillen, sondern Kreise, die an allmählich erkaltendes Feuer erinnerten. Ebenso wie die Haare. Auch sie schienen erkaltete Flammen zu sein, die schwer wie Blei über die Schultern hinweg ihren Rücken hinab hingen, wobei die Männer die Endspitzen der Haare nicht einmal sehen konnten.
Dimitri schaute auf Mouth, der blickte seinen Kumpan an. Keiner wollte sich als erster äußern. Sie arbeiteten zwar in einem Krematorium an einer wirklich unheimlichen Stätte, aber mit Gestalten dieser Art hatten sie noch nie zu tun gehabt.
Diese Person schien kein lebendes Wesen zu sein. Sie war aus dem Feuer geboren, das eigentlich hätte erloschen sein müssen. Und jetzt? Was geschah jetzt?
Ohne sich um die Männer zu kümmern, schlug sie einen kleinen Bogen und ging dorthin, wo die Schalttafel hing. Dimitri und Mouth wagten nicht, sich zu rühren. Sie standen wie angewachsen auf der Stelle. Der Schweiß rann ihnen von der Stirn und über das Gesicht.
Die Unbekannte streckte die freie Hand aus und berührte einen bestimmten Knopf.
Ein kurzer Druck reichte aus, um die Plattform in Bewegung zu setzen. Langsam glitt sie nach unten.
Aus der Verbrennungskammer drang fettiger, schwarzgrauer Rauch

und verteilte sich wolkenartig. Es schien sich aus alten Rückständen irgendwelcher Leichen zusammenzusetzen. Der Geruch war so eklig, daß sich den Männern der Magen zusammenzog.

Der Flammenfrau machte es nichts aus. Sie hatte ihre Position nicht verändert, ließ die Plattform noch etwas tiefer gleiten, bevor sie einen anderen Knopf drückte, der sie stoppte.

Dann winkte sie mit der Waffe.

Dimitri und Mouth hatten sehr wohl verstanden, was sie damit bezweckte, aber sie taten so, als wären sie festgeleimt.

»Geht!« flüsterte die Unbekannte. »Geht dorthin, wo ich die Plattform habe sinken lassen.« Jedes Wort, das sie sprach, wurde von einer aus dem Mund züngelnden Flamme begleitet.

Mouth, dem der genossene Alkohol zwar keinen Mut gegeben, doch gewisse Hemmungen weggespült hatte, überwand sich als erster und stellte eine Frage mit krächzender Stimme: »Was sollen wir, verdammt noch mal?«

»Auf die Plattform springen!«

»Und dann?«

»Springt hin!« flüsterte sie. »Springt verdammt noch mal hin.«

Mouth hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Der Magen kam ihm hoch, er drückte in seine Kehle hinein, und wenn er Luft holte, glaubte er zu ersticken. »Wir… wir fahren dann nach unten. Wie die Leichen in den Särgen, nicht?« würgte er hervor.

»So ist es.«

»Willst du uns verbrennen?«

Als Antwort glühten die Augen auf, als hätte sich dort ein wildes Feuer ausgebreitet. »Das ist durchaus möglich. Ich brauche dieses Haus. Ich muß es haben.«

Mouth ging. Er schlurfte durch die Ginlache und wäre beinahe noch ausgerutscht. Als er die Frau passierte, duckte er sich wie unter einem Peitschenhieb.

Am Rand der Öffnung blieb er für einen Moment stehen. Sehr langsam drehte er den Kopf.

Dimitri lehnte mit dem Rücken an seinem Spind. Da er zitterte, bebte der schmale Schrank gleich mit. Er wußte ja, was ihm bevorstand, deshalb suchte er nach einem Ausweg.

Er konnte versuchen, zur Tür zu laufen, dagegen sprach der Standort der Frau. Wo immer er auch hinlief, er mußte zunächst an dieser verfluchten Person vorbei, was die Flammenfrau auf keinen Fall zulassen würde.

»Komm du auch, Dimitri!« hauchte Mouth mit kaum verständlicher Stimme. »Ich bitte dich…«

»Ja, du kannst gehen!«

Dimitri hörte die Stimme, der er nichts entgegenzusetzen hatte. Er

nickte, ohne es zu merken, dann gab er sich einen Ruck und ging langsam auf die Lücke zu.

Der Angstschweiß tropfte von seiner Stirn. Auch weiterhin drangen dünne, übel riechende Rauchwolken aus der Öffnung und umwehten Mouth wie einen feinen Schleier.

Dimitri ließ sich mehr Zeit. Sekunden bedeuteten Aufschub, und der überlegte verzweifelt, wie sie beide aus dieser unheimlichen Lage herauskommen konnten.

Es würde schwer werden, verflixt schwer. Vielleicht sogar unmöglich. Er nahm den gleichen Weg wie sein Kollege, nur schritt er dichter an der Flammenfrau vorbei.

Die achtete auf ihn und Mouth.

Dimitri wagte es. Er wollte nicht sterben und wenn, dann wenigstens nicht, ohne sich gewehrt zu haben.

Mit einer heftigen Bewegung warf er sich nach links. Er brauchte sich nicht einmal viel Schwung zu geben. Mit der Schulter rammte er den fast nackten Körper, rechnete damit, die Person zur Seite schleudern zu können und brüllte selbst auf, denn an der Schulter hatte es ihn erwischt. Ein fürchterlicher Schmerz breitete sich bis zum Nacken hin aus, als hätte man ihm dort alles weggerissen.

Dimitri taumelte durch den Raum. Er hatte seinen Mund weit aufgerissen, schrie nicht, nur dumpfe, ächzende Laute drangen aus seinem Mund. Dennoch sah er so weit klar, daß er sich einhämmerte, in Richtung Tür zu laufen. Es war kein Laufen, mehr ein Stolpern, zu vergleichen mit einer verzweifelten Flucht.

Mouth, der auf der Plattform stand, schrie auf. Er wollte wieder hochklettern, als die Frau herumzuckte und schoß.

Es krachte nicht, es fauchte nur. Mouth rechnete mit einer Kugel, die seinem Leben ein Ende setzen würde. Statt dessen raste ein Feuerball auf ihn zu. Er war mit einer vehementen Geschwindigkeit aus der Mündung gedrungen, neben ihm auf der Plattform gelandet und zu einer gewaltigen Flamme hochgesprüht, die dem Mann keine Chance ließ.

Die Feuer-Furie wirbelte herum, wollte auf den zweiten feuern, aber Dimitri hatte es geschafft und die Tür aufgerissen. Als die Frau den Finger bewegte, war er schon draußen.

Mit einem heftigen Knall fiel die Tür ins Schloß.

Die Feuer-Furie bewegte sich auf die Schalttafel zu. Sie erreichte sie mit einem Sprung und drückte einen bestimmten Schalter nach unten. Sofort sank die Plattform nach unten.

Um das Schreien des Mannes kümmerte die Mörderin sich nicht…

***

Eingeschlossen! Wir waren, verdammt noch mal, eingeschlossen!

Wer hatte es getan und warum?
Diese Frage stand in unseren Gesichtern geschrieben. Weder Suko, Ingram noch ich wußten darauf eine Antwort.
Ingram versuchte es noch einmal und schlug einige Male auf die Klinke. Er bekam die Tür nicht auf. »Weshalb?« keuchte er, dabei den Kopf schüttelnd. »Weshalb?«
Suko drückte ihn zur Seite, weil er es genau wissen wollte. Die Tür klemmte nicht, sie war und blieb verschlossen. Da hatte sich jemand von außen daran zu schaffen gemacht.
Bevor Ingram in Panik verfiel, nahm ich ihn mir noch einmal vor.
Er zuckte unter meinem Griff zusammen, als ich seine Schultern umfaßte und ihn durchschüttelte. »Wer befindet sich noch in diesem verfluchten Bau, Ingram?«
»Dimitri und Mouth.«
»Sind das die beiden, die uns begegneten?«
Er nickte.
»Könnten die denn ein Interesse daran haben, uns hier unten einzuschließen?«
»Das weiß ich nicht genau. Ich… ich habe keine Ahnung, kann es mir auch nicht vorstellen.«
Auch mein Freund Suko hatte es nicht geschafft, die Tür zu öffnen.
Achselzuckend drehte er sich wieder um und blieb neben mir stehen. »Sorry, aber da war nichts drin.«
Ich kaute auf meiner Unterlippe. »Möglicherweise muß es eine Person geben, die genau gewußt hat, daß wir kommen würden. Die sogar darauf lauerte.«
»Die Flammenfrau«, sagte Suko.
»Richtig. Was anderes kann ich mir auch beim besten Willen nicht vorstellen.«
»Wenn das stimmt«, murmelte Suko.
»Kann sich die Frau nicht nur innerhalb des Feuers bewegen, sondern auch in der normalen Luft oder Atmosphäre. Ein kleines Wunder.«
Ich verzog die Mundwinkel. »Oder Magie.«
»Das wohl eher.«
»Was reden Sie denn da?« keuchte Ingram. »Wir hängen hier fest und Sie diskutieren. Schauen Sie sich um. Wir haben kein Telefon und können keine Hilfe herbeirufen. Wenn wir schreien, hört uns ebenfalls kein Mensch. Das hier ist alles schalldicht, verstehen Sie?«
»Es muß auch so sein.«
»Mr. Sinclair«, flüsterte Ingram. »Sie und Ihr Kollege sind Polizisten. Die Bullen haben doch immer die Weisheit gepachtet. Jetzt machen Sie mir mal vor, wie Sie die verfluchte Tür aufkriegen.«
»Wie stabil ist sie?«
»Sehr stabil.«

Ich schaute Suko an. »Meinst du, daß wir es mit gemeinsamer Kraft packen können?«

Mein Freund hatte den Humor behalten. »Wenn du dich anstrengst, Alter, wäre es einen Versuch wert.«

»Das sollte man probieren.« Wir maßen den Abstand und stellten uns nebeneinander auf. »Okay, ich zähle«, sagte Suko. »Bei der Zahl drei starten wir.«

»Abgemacht!«

»Eins, zwei…«

»Nein, nicht!« schrie Ingram. »Schauen Sie her, schauen Sie her – schnell, zum Teufel!« Seine Stimme überschlug sich, sie warnte uns, so daß wir unseren Vorsatz vergaßen.

Ingram stand da, als hätte man ihn gemalt. Den Arm hielt er halb ausgestreckt, sein Finger wies gegen die Scheibe, die eigentlich hätte dunkel sein müssen, weil kein Feuer mehr aus den kleinen Rotdüsen strömte.

Dunkel war es zwar, aber aus der Höhe zuckte ein Schatten nieder, feuriger Widerschein, der auf die Rostrohre blasse, taumelige Schattenflecken warf.

»Feuer!« keuchte Ingram und nickte uns dabei zu. »Das ist Feuer, ich weiß es!«

Wir kümmerten uns nicht um ihn. Der Mann traute sich nicht näher an die Scheibe heran, wir aber gingen hin, legten die Köpfe schräg und hielten in die Höhe.

Etwas senkte sich dem Rost entgegen. Das Feuer nahm an Intensität zu, es bewegte sich auch heftiger. Noch konnten wir nicht viel erkennen, unsere besorgten Blicke allerdings sprachen Bände.

Bis wir es sahen.

Einen Schrei hörten wir nicht. Möglicherweise schaffte es der Mann auch nicht einmal, einen Schrei auszustoßen. Er war von der Plattform gekippt und auf den verfluchten Rost gefallen.

Dort lag er.

Wir drehten uns ab, konnten einfach nicht hinschauen, doch in unseren Gesichtern stand das Grauen wie festgeschrieben. Wer immer sich für die Tat verantwortlich zeigte, er konnte nichts Menschliches mehr an sich haben. Diese Person oder Gestalt war schlimmer als ein wildes Tier. Und dem Mann war nicht zu helfen.

Ob Ingram uns anstierte oder vorbeisah, konnten wir seinem Blick nicht entnehmen. Er hob nur den rechten Arm und preßte die Handflächen gegen die Lippen. Seine Augen wirkten dabei wie große Flecken, die sich mit einer Flüssigkeit gefüllt hatten.

»Was ist?« sprach ich ihn an.

Seine Hand sank langsam nach unten. Selbst ein Mann mit diesem Beruf konnte entsetzt sein und gab sich auch keine Mühe, dieses

Entsetzen zu verbergen.
»Ich… ich kenne ihn. Es war Mouth, verstehen Sie, Mouth? Der Mann, der hier mit Dimitri angestellt war. Die … die beiden sind uns ja begegnet. Jemand muß Mouth auf die Plattform und den Rost geworfen haben. Aber ich verstehe es nicht …«
Obwohl es mich Überwindung kostete, schaute ich noch einmal zurück und durch die Scheibe.
Dort flackerte nichts mehr. Doch zwischen den Stäben rieselte etwas zu Boden.
Dunkle Asche…
Ich atmete durch die Nase ein und hatte selbst das Gefühl, Verbranntes zu riechen. Mein Blick war ins Leere gerichtet, auf meiner Haut lag eine zweite, und ich hörte, wie Ingram mit schluchzender Stimme sagte: »Wir werden als nächste an der Reihe sein. Verdammt, wir sind ebenfalls dran. So etwas spürt man.«
Ich hielt mich mit meiner Meinung zurück. Auch Suko hatte nur ein Schulterzucken übrig.
»Wir sollten es probieren, Suko«, sagte ich leise.
»Okay.«
Ingram schoben wir zur Seite. Er lehnte sich gegen die kalte Wand und blickte ins Leere.
Wieder zählte mein Freund. Bei der Zahl drei starteten wir. In solchen Dingen hatten wir Routine, waren wir gut eingespielt. Die Distanz bis zur Tür schafften wir leicht, stießen uns dicht davor ab und prallten gemeinsam und mit den Schultern dagegen.
Ich hatte Mühe, einen Laut des Schmerzes zu unterdrücken. Etwas schien in meinen rechten Schulterknochen eingeschlagen zu sein und hatte ihn zersplittert. Die Tür wankte, sie krachte in den Angeln, und Suko ging zurück, wobei er mich mitzog, mein verzogenes Gesicht sah und mir erklärte, daß er es allein versuchen wollte.
»Okay, mach.«
Er nahm Anlauf. Suko war ein Karatemann. Er beherrschte diese Kampfsportart perfekt und bewies beim zweiten Versuch wieder einmal seine Stärke.
Diesmal trat er mit dem Fuß zu. Sehr schnell und wuchtig. Sein Fuß schien vom Bein wegzufliegen, dann rammte er gegen die Tür, das Splittern klang in meinen Ohren wie Musik. Einen Moment später hatte mein Freund den Durchbruch geschafft.
In der Mitte war das Holz nicht nur gesplittert, es zeigte auch ein großes Loch.
Der Inspektor nickte. »Ich schätze, das hätten wir hinter uns, Kameraden.«
Ingram konnte oder wollte es noch immer nicht glauben. Jedenfalls traf er keinerlei Anstalten, auf die zerstörte Tür zuzugehen und in den

Gang zu schreiten.

Ich schob ihn schließlich vor. Suko hämmerte noch einige Splitter zur Seite, damit er unbeschadet den Raum verlassen konnte. Ich besah mir das Schloß.

Jemand hatte es tatsächlich geschlossen. Also mußten wir noch einen weiteren Feind in der Nähe haben. Ingram lehnte wieder an der Gangwand und holte tief Luft. »Verflixt, ich hätte nicht gedacht, da noch einmal rauszukommen.«

»Man soll die Hoffnung nie aufgeben.«

Er atmete schnaufend. »Aber wer, zum Teufel, hat Mouth verbrannt? Können Sie mir das sagen?«

»Die Flammenfrau.«

»Und warum?«

Ich hob die Schultern. »Wenn wir soweit sind, werden wir die Person selbst fragen, darauf können Sie sich verlassen, Mr. Ingram.«

Er lachte mich kratzig an. »Sie wollen die Flammenfrau stellen? Die wird Sie verbrennen. Sie haben keine Chance. Das Feuer wird euch zerfressen.«

»Gegen Feuer gibt es Wasser«, erwiderte ich. »Mein Freund und ich haben ein ganz besonderes Wasser.«

»Das sagen Sie doch nur.«

Ich winkte ab und wechselte das Thema. »Gibt es da nicht noch einen Mann?«

»Ja, natürlich, Dimitri.«

»Und?«

»Er und Mouth haben sich oben aufgehalten in der Zentrale.«

»Zeigen Sie uns den Weg.«

Er nickte heftig. Wir schritten fast die gleiche Strecke wieder zurück, allerdings nicht mehr bis zur Rampe, sondern bogen vorher ab, um über eine Treppe nach oben zu gehen.

Ingram schritt vor. Auf der Hälfte der Treppe blieb er stehen.

»Wollen Sie nicht den Anfang machen?«

»Klar doch.«

Wir nahmen Ingram in die Mitte. Seine Angst war verständlich.

Noch nie zuvor war er mit ähnlichen Dingen konfrontiert worden.

Die schwarzmagischen Kräfte hatten sich ihm in all ihrer Grausamkeit gezeigt, so etwas ist schlimm.

So mächtig das Krematorium von außen auch wirkte, so eng war es in seinem Innern. Auch der Treppenflur, in dem wir uns aufhielten, war sehr schmal. Durch ebenfalls schmale Fenster sickerte das etwas schale Tageslicht.

Das Stöhnen hörten wir zugleich. Es drang von oben her an unsere Ohren. Gleichzeitig waren schlurfende Schritte zu vernehmen, als würde sich jemand nur mit äußerster Mühe voranbewegen.

Ich bewegte mich sehr schnell, als ich mit Riesensätzen die restlichen Stufen hochjagte.

Da sah ich den Mann.

Er war mir nicht fremd, bei unserer Ankunft waren wir ihm begegnet. Nur gab es seinen Kollegen nicht mehr, während er noch lebte. Ingram hatte ihn Dimitri genannt.

Der dunkelhaarige Bursche hatte sich nicht mehr auf den Beinen halten können. Er hockte am Boden, stemmte sich mit den Armen ab, und sein Hinterkopf berührte die Wand. An seiner linken Schulter war nicht nur die Kleidung verbrannt. Die Haut zeigte ebenfalls einen schwarzen Fleck, als wäre er dort mit Feuer in Berührung gekommen.

Sein Gesicht war durch das Erlebte gezeichnet. Ein entsetzter Ausdruck lag auf den Zügen. Die Lippen zuckten ebenso wie das dünne Fleisch an den Wangen.

Als ich ihn berührte, hörte ich Ingrams Stimme. »Das ist Dimitri. Er lebt sogar.«

Dimitri bemerkte meine Berührung. Suko schickte Ingram weg, der einen Krankenwagen alarmieren sollte. Der dunkelhaarige Mann schaute mir ins Gesicht. Er sah aus, als wollte er wieder anfangen zu schreien, im letzten Augenblick riß er sich zusammen.

»Gehen Sie weg!« keuchte er. »Hauen Sie ab, nehmen Sie mich mit. Die wird Sie verbrennen.«

»Wer will uns verbrennen?«

»Die Frau aus dem Feuer!«

»Sie haben sie gesehen?«

Dimitri bekam große Augen. »Gesehen?« keuchte er. »Das ist nicht alles. Ich habe sie gesehen, und ich habe sie erlebt, verdammt noch mal. Sie war einfach furchtbar, diese Person ist das Grauen an sich. Die besteht aus Körper und Flamme, die kann alle vernichten, das ist eine lebende Brandfackel.«

»Wieso sind Sie entkommen?«

»Weil ich alles auf eine Karte gesetzt habe. Ich wollte nicht auf den Rost. Ich schleuderte sie mit der Schulter zur Seite. Schauen Sie sich das Ding an, dann sehen Sie, was ich davon gehabt habe. Auch alles verbrannt.«

»Aber Sie leben!« sagte ich.

»Noch.« Er verzog das Gesicht.

»Okay, Dimitri, wir haben dafür gesorgt, daß Sie bald in ärztliche Behandlung kommen. Der Brandfleck auf Ihrer Schulter wird schnell vergessen sein. Ich will etwas anderes von Ihnen wissen. Kann die Person sprechen, hat sie etwas gesagt?«

Es war nicht einfach für mich, aus Dimitri Informationen herauszukitzeln, er stand noch zu sehr unter dem Schock des Erlebten.

Zwar erfuhr ich, daß sie etwas gesagt hatte, aber es waren nur mehr

banale Dinge, keine, die mir etwas über Hintergründe verraten hätten.

»Sie hat auf Mouth geschossen«, flüsterte er noch. »Die halbnackte Person hat auf ihn geschossen.«

»Okay und weiter?«

»Nicht mit Kugeln, Mister, nein nicht mit Kugeln.« Er schüttelte sogar den Kopf, was auf Kosten seiner verletzten Schulter ging, deshalb ließ er es bleiben. »Die Frau schoß mit Feuer. Das heißt, ihre Kanone spie Feuer aus.«

»Wirklich?«

»Ja, ich habe mich nicht getäuscht. Ich habe alles verdammt genau gesehen. Sie feuerte die Flammenkugel auf die Plattform, und Mouth hatte keine Chance.«

Das stimmte, was wir selbst als Beobachter gesehen hatten. Als er mein leichtes Nicken sah, wischte er mit der Hand seines unverletzten Armes über die Augen. »Mouth kann nicht mehr leben – oder?«

»Nein, er ist tot.«

»O verdammt!« Er schluckte. »Ich habe es geschafft, ich habe das Risiko auf mich genommen, ich bin weg.«

»Richtig, Dimitri«, sagte ich. »Aber wo ist sie, die Feuerfrau?«

»Verschwunden? Ich weiß es nicht. Ich habe sie nicht gehen sehen. Ich bin nur gelaufen, verstehen Sie!« Er faßte mich an. »Hören Sie, Sie sind Polizist?«

»Das bin ich.«

»Dann wird es Ihnen vielleicht gelingen, sie zu stellen. Aber ihr müßt achtgeben, die kann überall sein. Sie erschien aus der Eisenplatte, haben Sie gehört?«

»Das schon, genauer bitte.«

»Wir spürten erst die unnatürliche Wärme, dann kam sie. Auf einmal, es gab kein Hindernis.« Er schnappte nach Luft und schaute schräg an mir vorbei auf Suko, der ihn ebenfalls mit sorgenvollen Blicken beobachtete. »Was ich hier in diesem Haus erlebt habe, ist mehr, als ein Mensch verkraften kann. Vor den Toten habe ich mich nie gefürchtet, sie können einem ja nichts mehr tun. Aber was da gekommen ist, das kann man als Anfang vom Ende bezeichnen. Ich komme aus Rumänien, dort glaubt man noch an Geister, an Vampire und hört des Nachts oft genug das ferne Heulen hungriger Wölfe. Aber so etwas wie heute setzte allem die Krone auf. Das kann ich einfach nicht begreifen.«

Wir hörten Schritte und sahen das Nicken des heraneilenden Ingram. »Ich habe alles in die Wege geleitet«, erklärte er uns. »Die Ambulanz wird bald kommen. Die haben mich noch ausgelacht, als ich ihnen das Ziel nannte. Sie waren der Meinung, daß jemand aus einem Krematorium keinen Arzt mehr benötigt.«

»Irren ist menschlich«, sagte ich.

Wir alle hörten das Stöhnen des Dimitri. Seine Schulter mußte sehr weh tun. »Was werden Sie denn jetzt machen?« flüsterte er. »Können Sie mir das sagen?«

»Ja, wir werden uns dort umschauen, wo Sie das Grauen erlebt haben.«

»Im Warteraum?«

»Heißt der so?« fragte Suko.

Ingram nickte.

»Und wenn sie zurückkehrt?« keuchte der Verletzte. »Was wollen Sie dann tun? Achten Sie auf die Kanone! Dieses Feuerweib schießt mit Flammen. Ich habe es gesehen.«

»Keine Sorge, wir werden versuchen, es zu löschen. Wichtig ist, daß Sie zur Ruhe kommen.« Ich wandte mich an Ingram. »Zeigen Sie uns den Weg in den Warteraum.«

Er erklärte ihn. Selbst mitkommen wollte er nicht. Es war ihm auch nicht recht, daß wir ihm mit Dimitri allein ließen, daran konnten wir nichts ändern.

Suko schaute mich so an, daß ich mürrisch reagierte: »Ja, ich weiß, du hast recht.«

»Wie meinst du das?«

»Ist schon gut.« Ich war innerlich durcheinander. Der Fall kam mir vor wie etwas, das keinen Anfang und kein Ende hatte.

Der Warteraum war auch von der Rampe aus gut erreichbar und vor allen Dingen nicht verschlossen. Suko betrat ihn als erster. Hinter ihm schob ich mich mit gezogener Beretta hinein und verzog augenblicklich das Gesicht, als ich den kalten Rauch in die Nase bekam, der meine Schleimhäute reizte.

»Ist was?« fragte mein Freund.

»Es riecht nur verbrannt.«

Wir gingen bis zu der Plattform, die gleichzeitig die Luke schloß.

Es roch außerdem nach verschüttetem Gin. Die große Lache war schon fast eingetrocknet.

Suko beschäftigte sich mit der Schalttafel, fand die entsprechende Mechanik, und ich sah, wie sich die Eisenplatte dicht vor meinen Füßen bewegte.

Aus ihr war die Feuer-Furie gekommen. Einfach hindurch, als gäbe es für sie keine Hindernisse.

Ich schaute in die Tiefe. Ein widerlicher Geruch stieg hoch. Der Rost schimmerte matt. Die Scheibe konnte ich nicht erkennen, dazu war der Winkel zu schlecht.

»Und die Asche rinnt in die entsprechenden Gefäße«, sagte Suko.

»Sollen wir da unten auch noch schauen?«

»Wenn es nicht gerade zu nahe am Rost ist, meinetwegen.« Ich ging um die Luke herum, weil ich von allen Seiten in die

Verbrennungskammer hineinsehen wollte.

Von der Flammenfrau entdeckte ich nichts. Selbst ein winziges Feuer hätte mich weitergebracht.

Nichts…

Noch einmal ging ich mit Suko zusammen den Warteraum ab. Vor dem Sarg blieben wir stehen. Man hatte die Metallteile bereits entfernt. Ich war versucht, den Deckel anzuheben, strich letztendlich nur mit der Hand darüber, da es mir irgendwie gegen den Strich ging, die Ruhe der Toten zu stören.

»Was hast du?« fragte Suko, als er mich nachdenklich neben dem Sarg stehen sah.

Ich schrak zusammen. »Eigentlich nichts. Mir kam nur im Moment der Gedanke, daß ich ihn öffnen wollte.«

»Einfach so?«

»Wie meinst du das?«

»Du kannst auch geleitet worden sein und…«

»Ach, hör auf!«

Ich wollte schon gehen, als uns beide ein Geräusch aufschreckte.

Es war ein Fauchen, als hätte jemand einen Feuersturm entfacht. Wir drehten uns auf der Stelle.

Über der Plattform tanzte die Flamme. Sie hatte eine halbmenschliche Gestalt angenommen. Es war genau die Feuer-Furie, die wir schon einmal gesehen hatten. In der rechten Hand hielt sie den Revolver, drückte ab und schoß die zuckende Feuerkugel genau zwischen mir und Suko hindurch auf den Sarg!

***

Weshalb die Feuer-Furie das getan hatte, wußte keiner von uns. Sie gab auch keine Erklärung ab und verschwand wie ein Feuerstreifen, bevor wir auch nur unsere Berettas ziehen konnten.

Gefährlich, schnell und tödlich wie Feuer war sie, und sie konnte verdammt gut zielen, denn der Sarg stand in hellen Flammen. Das trockene Holz brannte wie Zunder, wir sahen zu, aus der unmittelbaren Reichweite zu verschwinden.

Die Flammenkugel hatte nicht den Deckel des Sargs getroffen. Sie war in das Holz des Unterteils hineingestanzt. Dort hatte sie das gewaltige Loch gerissen, und die Flammen verteilten sich zunächst auf diese Hälfte. Ich mußte zugeben, ein wenig ratlos zu sein, und meinem Freund Suko erging es nicht anders.

So schauten wir auf den brennenden Sarg, über den die Flammen huschten und dabei waren, auch den oberen Teil zu erfassen. Sie hielten den Sarg umfangen und konzentrierten sich nur auf ihn. Die Flammen trafen keinerlei Anstalten, sich auszubreiten, was mich wiederum wunderte. Auch jetzt noch hatte ich den Eindruck, als

würden sie durch die Feuer-Furie geleitet.

Sie huschten über den Deckel, holten uns ein. Der Qualm breitete sich als helles, wolkenartiges Gebilde aus, quoll uns entgegen, reizte zum Husten. Wir wedelten ihn ein wenig zur Seite, umschritten den Sarg.

Suko hielt nach einem Löschgerät Ausschau, das allerdings nicht zu finden war.

Ich konzentrierte mich auf den Deckel. Er bekam einen gewissen Druck, wurde durch irgendeine Kraft angehoben.

Dann passierte es.

Mit einem explosionsartigen Geräusch zerbarst der Deckel und flog hoch.

Ich zuckte zurück. Suko duckte sich. Beide wollten wir nicht von den Trümmern getroffen werden.

Feuer, ein offener Sarg, mein Blick war frei, ich konnte auf die Leiche schauen.

Suko hörte mich schreien, ich selbst hörte es ebenfalls. Was ich zu sehen bekam, war unfaßbar, ein Schock, ein Hammer, der perfekte Wahnsinn an sich.

Im Sarg lag meine Mutter!

***

In diesen fürchterlichen Augenblicken setzte meine Hirntätigkeit aus. Sie war einfach weg, ein Blackout, absolute Leere, keine Gedanken mehr. Ich hörte mich nur schreien.

Suko hatte sich herumgedreht. Er stand mir schräg gegenüber, schaute durch den zuckenden Flammenvorhang, sah meinen Gesichtsausdruck und erschrak zutiefst.

Ich fühlte auch weiterhin nichts, steckte in einem grauenhaften Alptraum wie die Raupe in ihrem Kokon. Mein Blick mußte nichts Menschliches mehr an sich haben. Über meinen Rücken rannen Schauer; Hitze und Kälte wechselten sich ab. Eine Faust bohrte sich dumpf in meinen Magen, verursachte einen wahnsinnigen Schmerz.

Mutter lag auf dem Rücken. Ungemein blaß, gleichzeitig zart, angezogen mit einem weißen Kleid, dem Leichenhemd, das ihr bis zu den Knöcheln reichte.

Die starren Hände lagen auf der Brust übereinander. Kein Finger zuckte, kein Augenlid, keine Lippen.

Sie war tot!

Ich schrie das Wort. »Tot! Tot! Tot! Sie ist tot…«

Und die Flammen tanzten weiter. Das Feuer bekam genügend Nahrung. Mit seinen rotgelben Armen umfaßte es auch das Unterteil und machte sich bereit, über den Rand hinwegzufauchen, um das Leichenhemd in Brand zu setzen. Es war der Anfang vom Ende.

Erst das Hemd, dann meine Mutter. Ich sollte zusehen, wie Mary Sinclair verbrannte.

Nein, nein und abermals nein!

Ich mußte sie aus der Flammenhölle wegholen, wenn ich noch etwas für sie tun wollte.

Es war auch für mich nicht ungefährlich, das Feuer nahm auf nichts und niemand Rücksicht, daran dachte ich in diesen Augenblicken nicht. Ich wollte meine Mutter nicht zu einem Opfer der Flammen werden lassen. Das hatte sie nicht verdient.

Schlimm war, daß ich sie trotz der Flammen noch so gut erkennen konnte. Da bewegte sich ihre so ungewöhnlich glatte und faltenlose Gesichtshaut, und es kam mir vor, als sei sie noch am Leben.

Ich warf mich nach vorn. Es war schrecklich. Was in diesen Augenblicken als Gedanken durch mein Hirn raste, konnte ich nicht fassen. Mir strahlte die Hitze entgegen, als wollte sie mir die Haut vom Körper schleifen.

Und plötzlich, ich hatte die Arme bereits ausgestreckt, umgab mich eine Klammer aus Eisen.

Ein Stahlreif, der mich regelrecht zusammenquetschte, mich nicht mehr loslassen wollte.

Ich wehrte mich dagegen. Vor meinem Gesicht schossen die Feuerzungen in die Höhe und verbrannten meine Haut. Die Augenbrauen wurden angesengt, mein Blut kochte, aber die Klammer ließ mich nicht frei, sosehr ich mich auch bemühte, sie zu sprengen.

Ich trat mit den Füßen aus, wollte die Schienbeine des Klammernden erwischen. Ich tat alles, um den Druck loszuwerden, doch er blieb. Und es war keine Klammer aus Stahl, die mich umfaßt hielt, sondern die Arme meines Freundes Sukos, der nicht zusehen konnte, wie ich mich in das Verderben stürzte.

»Laß mich!« brüllte ich. »Verdammt noch mal, laß mich! Ich muß sie aus dem Sarg holen!«

»Nein, John, nein!« Suko schaffte es dank seiner vehementen Kraft, mich nach hinten zu zerren.

Ich keuchte, ich wollte nicht. Ich hielt den Kopf gesenkt und schaute in den offenen Sarg.

Längst war das Totenhemd verbrannt. Es klebte als ein vertrockneter, schwarzer Fetzen am Körper meiner Mutter, die sich sogar bewegte, denn die Hitze und das Feuer glitten auch über das glatte Gesicht. Es war nicht mehr so glatt. Da hatten sich große Tropfen gebildet, ein Muster war entstanden. Die Gesichtszüge verliefen, sie schmolzen zusammen, und auch die Finger verkleinerten sich allmählich. Längst waren aus ihnen Stumpen geworden, an deren Enden die Tropfen klebten wie an Kerzen der Wachs.

Wachs!

»Es ist Wachs!« brüllte mir Suko ins Ohr. »Es ist verdammt noch mal Wachs, John!«

Ich hörte es, begriff es zwar, konnte es aber nicht umsetzen, und gab schließlich nach.

Suko schleifte mich zurück. Weg aus der Hitze und der unmittelbaren Nähe des beißenden Qualms.

Er hielt mich noch fest, hatte mich gedreht, damit ich nicht in den Sarg zu schauen brauchte, wo meine Mutter allmählich »zusammenschmolz«. Es war schrecklich.

Ich hörte mich selbst weinen. Durch den Druck bekam ich keine Luft, deshalb lockerte Suko ihn etwas, so daß ich freier atmen konnte. Er ließ mich los, ich hustete wie verrückt und taumelte einige Schritte zur Seite, bevor es mir gelang, mich wieder zu fangen. Dann richtete ich mich auf, drückte meinen Rücken durch und starrte gegen die Decke dieses verdammten Krematoriumssaals.

Hinter mir hörte ich das Knistern und Knacken, als die letzten Holzreste verbrannten. Manchmal erklangen auch kleine Explosionen. Da sausten die glühenden Stücke dann als Funken in die Luft, um dicht unter der Decke zu verglühen.

Suko kam zu mir. Er ließ mich aushusten, legte mir eine Hand auf die Schulter und führte mich zur Seite, wo uns der widerliche Qualm nicht mehr so störte.

Dann sprach er mich an. »Bist du okay, John?«

Ich nickte, ohne zu sprechen.

»Man wollte dich fertigmachen, man wollte uns fertigmachen. Reinlegen wollte man uns. Es war nicht deine Mutter, John. Du hast es gesehen, es war sie nicht. Sie sah nur so aus, aber sie bestand aus Wachs. Hast du gehört?«

»Ja.«

»Dann ist es gut.«

Er ließ mich los. Ich drehte mich um und starrte auf die Reste, über die keine Flammen mehr glitten. Der Sarg war zusammengefallen.

Verkohlt und pechschwarz, von grauen Rauchschwaden überdeckt und auch von einer widerlich weichen Masse eingehüllt, die als Lache auslief.

Ich strich über mein Gesicht, wo die Haut an einigen Stellen brannte, wenn sie Druck bekam. Es lag an dem verdammten Feuer, das zu heiß darüber hinweggestrichen war.

Auch meine Augenbrauen hatten etwas abbekommen. Sie waren angesengt, ebenso die Haarspitzen.

»Meine Mutter«, flüsterte ich, wobei wieder alles in mir hochkam.

Die verdammte Entführung, die zahlreichen Versuche, sie aus Mallmanns Klauen zu befreien. Die Fehlschläge, aber auch die Etappensiege, wie das Finden des Blutsteins, auf den Mallmann fixiert

war.
All das kam wieder zusammen und verdichtete sich zu einem wirbelnden Reigen, der vor meinen Augen tanzte.
»Das war nicht ihr Werk!« flüsterte Suko. »Nein, John, das ist nicht ihr Werk gewesen.«
»Wie meinst du das?«
»Da steckt Mallmann dahinter. Er hat uns die Falle gestellt. Er wollte, daß wir in das Krematorium kommen. Er kennt uns genau. Er weiß, daß er nur Spuren zu legen braucht, auf die wir regelrecht abfahren. Wir haben es getan.«
»Ja, ja…« Ich gab ihm recht. »Das stimmt alles. Nur würde mich interessieren, was er damit bezweckt.«
»Ich weiß es nicht, John. Noch nicht.«
»Er will, daß wir Kontakt aufnehmen, Suko. Mallmann möchte, daß wir ihn finden. Er ist Vampir, er kann ohne Blut nicht leben, aber er kann auch nicht ohne den Stein existieren.«
»Und er hat meine Mutter«, flüsterte ich. Die folgenden Worte fielen mir schwer. »Lebt sie, ist sie tot?«
Suko sagte: »Er hat uns eine Spur hinterlassen wollen. Einen Hinweis auf subtile Art und Weise.«
Ich starrte ihn an. Auch sein Gesicht zeigte Schmutz. Der Rauch hatte eben seine Spuren hinterlassen. »Hinweis ist gut. Welche Rolle spielt die Feuer-Furie?«
Suko lächelte. »Ich will ja nichts mehr sagen, John, aber erinnere dich daran, daß ich der Meinung war, sie hätte eine gewisse Ähnlichkeit mit Reva. Und da könnte die Verbindung zu Mallmann bestehen.« Er schlug sich gegen die Brust. »Meine ich.«
»Ist das nicht zu kompliziert?«
»Was ist schon einfach?«
»All right, kommen wir auf Reva zu sprechen. Sie war eine Vampirin, eine Person, die vom Blut anderer lebte. Anders sieht es mit der Feuer-Furie aus. Wer verbirgt sich hinter ihr? Was ist sie für eine Person? Hat sie einen Namen? Ist sie ein Mensch, ist sie nur eine geisterhafte Erscheinung?«
»Möglicherweise ist sie aus dem Höllenfeuer entstanden«, sagte Suko. »Das ist drin.«
»Dann müßte Mallmann einen Pakt mit dem Teufel geschlossen haben!« erklärte ich.
»Was spricht dagegen?«
Ich strich angesengte Haarsträhnen aus der Stirn. »Was spricht dagegen?« wiederholte ich. »Eigentlich alles meiner Ansicht nach. Der Teufel und die Vampire.« Ich schüttelte den Kopf. »Eine derartige Allianz will mir überhaupt nicht gefallen. Denk an die Aktion – Aktion Dracula. Mallmann will sie durchziehen. Er will letztendlich die Welt

auf irgendeine Art und Weise beherrschen. Dazu braucht er Vampire, die er auch nicht überall findet. Er wird sich Menschen holen, sie zu Blutsaugern machen, aber er benötigt auch den Blutstein, wo ja das alte Blut eingeschlossen worden ist. Denk daran, das alte Blut aus Rumänien. Das Blut oder die Reste des Vlad Dracula. Wenn Mallmann wirklich so mächtig ist, wie man es annehmen sollte, dann hätten wir schon längst von seinen neuen Dienern, den Vampiren, gehört. Dann hätte er versucht, London damit zu überschwemmen. Um aber so mächtig werden zu können, muß er den Blutstein in seinen Besitz bringen, und den haben wir.«

»Dafür hat er deine Mutter!«

Ich nickte. »Ja, meine Mutter«, sagte ich leise und schielte auf den Sarg, wo die Wachspuppe zerlaufen war und durch die Asche und die verbrannten Holzteile wirkte wie ein surrealistisches Gemälde.

»Seit Monaten suchen wir sie, haben keine Spur finden können. Ich weiß nicht, ob sie lebt. Wenn ja, wie Mallmann sie am Leben erhalten will und wo wer sie versteckt hält. Sie ist verschwunden. Er kann sie…« Meine Stimme versagte, weil mich der ohnmächtige Zorn überschwemmte. Zugleich war er gepaart mit einer gewissen Hilflosigkeit.

Suko deutete auf den Sargrest. »John, du kannst sagen, was du willst, aber für mich ist dieser Vorgang eine Spur gewesen, die indirekt von Mallmann gelegt wurde.«

»In welche Richtung?«

»Feuer-Furie.«

»Sie tauchte auf und verschwand. Wir haben von ihr nichts mehr gesehen, wir können sie auch nicht mehr verfolgen. Also müssen wir warten, bis es ihr gefällt, wieder zu erscheinen.«

»Das kann sein.«

»Und was wollte sie hier im Krematorium? Weshalb hat sie sich gerade in diesen Mauern gezeigt?«

Suko überlegte einen Moment. »Grundlos bestimmt nicht. Das wissen wir beide.«

»Dann möchte ich den Grund gern finden.«

»Frag mich mal.«

Ich ging vor bis zur geschlossenen Klappe. Mit dem ausgestreckten Zeigefinger deutete ich nach unten. »Darunter liegen die Roste. Die Särge werden mit Inhalt dort verbrannt, das ist alles klar. Frage: Was geschieht mit der Asche?«

»Man sammelt sie und füllt sie in die entsprechenden Urnen, die bereits mit den Namen der Verstorbenen beschriftet worden sind.«

»Das möchte ich mir genauer anschauen, Suko.«

»Gibt es dafür einen Grund?«

»Nicht direkt. Ich suche nur nach Spuren, verflixt. Es muß ein Motiv

geben, daß man uns auf raffinierte Art und Weise in dieses Krematorium gelockt hat. Wollte man uns nur meine aus Wachs nachmodellierte Mutter zeigen?«

»Das kann ich mir auch nicht vorstellen.«

»Eben.«

»Möglicherweise ist bei unseren Feinden einiges falsch gelaufen. Vielleicht hatte man vor, uns zu verbrennen!«

»Nie!«

»Was macht dich so sicher, John?«

»Da hätten sie es einfacher haben können, viel einfacher und nicht erst das Theater mit dem Sarg. Ich bin der festen Überzeugung, daß wir noch einige Punkte übersehen haben.«

»Okay, schauen wir uns mal unter dem Rost um. Gesehen habe ich so etwas auch noch nicht.«

Durch die normale Tür verließen wir den Warteraum. Beide stanken wir nach Rauch, zudem war ich noch leicht angesengt. Wir trafen Ingram, der sich noch immer nicht beruhigt hatte. Als er mich sah, bekam er große Augen.

»Was ist denn mit Ihnen los?«

»Man wollte mich nur etwas ankohlen.«

»Wer denn?«

»Unsere Flammenfrau. Sie erschien abermals. Ich muß Dimitri recht geben. Sie schoß tatsächlich mit einem Feuer-Revolver.« Ich schüttelte den Kopf. »Kaum vorstellbar, so etwas.«

»Ja, das meine ich auch.«

»Sagen Sie mal, Mr. Ingram, wie kommen wir dorthin, wo man die Asche einsammelt?«

Er verlor etwas an Farbe. »Meinen Sie den Keller unter dem Rost, Mr. Sinclair?«

»Genau.«

Ingram holte tief Luft und bekam einen anderen Gesichtsausdruck. Er sah aus, als würde er sich selbst vor diesen Dingen fürchten. »Na, ich weiß nicht so recht. Es macht kein Vergnügen, durch den Keller zu tappen.«

»Zum Vergnügen sind wir auch nicht hier!«

»Sorry.«

»Wie geht es Dimitri?« fragte ich.

»Er ist abgeholt worden. Der Arzt hat ihn kurz untersucht und gemeint, daß er das hinbekommen würde.«

Wir waren beruhigt.

»Aber Mouth ist tot«, flüsterte Ingram. Er bekam eine Gänsehaut.

»Diese Bestie hat ihn einfach verbrannt, als wäre er ein Stück Holz und kein Mensch.« Er schüttelte den Kopf. »Das kann ich einfach nicht begreifen, es geht nicht.«

»Wissen Sie, Mr. Ingram, die Menschen sind schlimm. Sie sind schlimmer als Tiere, denn Tiere tun nichts ohne Grund. Auch Menschen nicht, das sagt man, nur gibt es große Unterschiede zwischen ihren Motiven.« Ich winkte ab. »Was rede ich! Wir müssen die Spur der verdammten Feuer-Furie aufnehmen. Alles andere kann und darf uns nicht kümmern. Ach so, noch etwas. Als die Flammenfrau erschien, schoß sie mit der Feuerkugel auf einen Sarg, der entflammte. In diesem Sarg lag eine Frau, die meiner Mutter aufs Haar glich.«

»Was?« keuchte Ingram. »Ihrer Mutter? Das kann doch nicht sein.«

»Glauben Sie es mir.«

»Verbrannte die Frau denn?«

»Ja und nein, sie zerschmolz.«

Jetzt war Ingram völlig von der Rolle. »Zerschmolz? Ein Körper, der zerschmolz?«

»Genau.«

»Wie ist das möglich? Ich habe Leichen brennen, aber nicht schmelzen sehen.«

»Ihre Leichen waren auch nicht aus Wachs. Die Person innerhalb des Sargs aber war es. Eine Frau aus Wachs. Können Sie sich das vorstellen? Eine wächserne Leiche? Nachgemacht – modelliert, was weiß ich nicht alles. Ein Drama, wirklich.«

»Das weiß ich, nicht.«

»Kann ich mir denken. Nur hätte ich gern von Ihnen gewußt, wer die Tote angeliefert hat? Die echte Leiche muß ausgetauscht worden sein. Ob hier oder woanders, das ist die Frage.«

»Hier nicht!«

»Daran glaube ich auch, Mr. Ingram. Wir möchten von Ihnen wissen, wer die Tote gebracht hat.«

Er schaute zu Boden. »Es ist so. Sie wissen ja, daß wir nicht zu viele Leichen am Tag verbrennen müssen. Die Zahl ist aus Gründen des Umweltschutzes limitiert worden. Aber immer mehr Menschen wollen die Feuerbestattung. Die Leichen müssen demnach Wartezeiten in Kauf nehmen. Nicht alle lagern bei uns, weil wir nicht die entsprechenden Möglichkeiten besitzen. Die Toten liegen in Kühlboxen, nicht auf Eis, wie manche meinen. Dem haben einige Beerdigungsinstitute Rechnung getragen, Kühlboxen gekauft, um sie zu vermieten. Die Hinterbliebenen zahlten praktisch für die Lagerung ihrer Verstorbenen, bis zum Zeitpunkt der Verbrennung.«

»Und welches Institut hat den Sarg herbeigeschafft?« erkundigte sich Suko.

»Das war Blythe & Sohn.«

»Kenne ich nicht. Du, John?«

»Nein.«

»Es ist ein renommiertes Institut, glaube ich. Sie finden es in der City, nicht weit von der Regent Street entfernt. Man ist sehr pietätvoll, was den Umgang mit den Verstorbenen angeht. Das kann man nicht von allen behaupten.«

»Okay, Sie kennen sich aus«, sagte ich. »Aber zuvor möchten wir uns den Keller anschauen.«

»Gut.«

Obwohl Ingram im Krematorium seinen Arbeitsplatz besaß, war ihm nicht wohl, mit uns in den »Keller« zu gehen. Nach den schrecklichen Vorfällen sogar verständlich, nur darauf konnten wir leider keine Rücksicht nehmen. Von uns noch unbekannter Seite war ein gefährliches Spiel in Gang gesetzt worden, das wir bisher leider noch nicht hatten durchschauen können.

»Wir werden den Lift nehmen. Der ist besser als die alte Treppe.«

»Meinetwegen.«

Die ebenfalls aschgraue Lifttür versteckte sich in einer kleinen Nische. Wer sie nicht kannte, wäre vorbeigegangen. Ingram führte uns hin und drückte einen Knopf.

Rumpelnd kam die Kabine hoch. Sie war noch etwas breiter als die alte Eisentür, die aufgezogen werden mußte. Als wir sie betraten, fiel uns sofort der Geruch auf. Es stank nach kalter Asche, was mich zum Niesen reizte.

Auch Suko war nicht gerade angetan. »Bekommt man diesen Gestank denn überhaupt nicht weg?« fragte er.

Unser Führer hob bedauernd die Schultern. »Leider nein, Mister. Er klebt an einem, der bleibt haften. Schauen Sie sich mal an, wie viele Arbeitslose es gibt, und fragen Sie dann nach, wer Lust hat, in einem Krematorium zu arbeiten? Keiner oder kaum einer. Die winken alle ab, obgleich der Job nicht schlecht bezahlt wird.«

»Das wäre auch nichts für mich«, gab ich zu.

»Sehen Sie.«

An der Decke flackerte die Lampe. Es kam mir vor, als würden wir im Zeitlupentempo in die Tiefe fahren. Auf meinem Gesicht vermischten sich Schweiß und Schmutz. Ich atmete auf, als wir es endlich geschafft hatten und Ingram die Tür aufzog.

In dieser Tiefe und noch unter dem Rost erwartete uns eine andere schreckliche Welt. Hatte ich mich vorhin über den Brand- und Aschegeruch beschwert, so bekamen wir jetzt den richtigen Grund.

Es war schlimm. Dieser widerlich kalte Brandgeruch klebte im Gaumen. Hier war alles düster. Auch an den Wänden klebten die grauen Schatten, gebildet aus umherfliegenden Ascheteilchen und Rauch.

Ingram deutete uns an, einen Moment zu warten. Er mußte erst das Licht einschalten, was auch nicht viel brachte. Und den Geruch

schaffte es sowieso nicht weg.

Es waren mit Gittern versehene Lampen, die sich entlang der Decke zogen. Sie wiederum bildete den oberen Abschluß eines schmalen Ganges, den wir durchgingen und erst vor einer sehr breiten Eisentür stehenblieben. Die Schlüssel trug Ingram bei sich. Er klopfte mit dem Knöchel gegen die Tür. »Dahinter holen wir dann die Asche und füllen sie aus den Eisenkisten in die Urnen.«

»Wer macht das?«

Er hob die Schultern. »Das ist unser Job.«

»Nun ja…« Ich räusperte mich, während Suko nur die Stirn faltig zog und die Augenbrauen hob.

Ingram schloß auf. Der lange Schlüsselbart kratzte im Schloß. Als der Mann sich gegen den Griff stemmte und zog, machte es »schwapp«. Luft wehte uns entgegen, vermischt mit zahlreichen, kleinen Ascheteilchen, die uns wie schwarze Schneeflocken umwirbelten.

»Gibt es da auch Licht?« fragte ich und deutete in das sehr düstere Loch.

»Natürlich. Die Leitungen sind extra gesichert, damit sie nicht durchschmoren.«

»Wie schön.«

Ingram ging vor. Ich duckte mich unwillkürlich, als ich die für mich fremde Welt betrat.

Sie war schlimm. Selbst ich hatte so etwas noch nicht erlebt. Eine Welt, in der alles anders war, die ich sofort als menschenfeindlich einstufte. Hier fehlte einem Menschen die Luft zum Atmen. Es roch nach Verbranntem, nach altem Holz. Es stank einfach widerlich, und die Umgebung kam mir irgendwie klebrig vor, was auch stimmte, denn im trüben Schein der Lampen entdeckte ich die Schmutzschicht an den rohen Wänden.

Wir standen unter dem Rost und sahen auch die Trichter, in die die Asche der Verstorbenen fiel. Drei standen nebeneinander. Sie besaßen sehr breite Öffnungen, die sich nach unten hin wiederum verengten und sehr schmal ausliefen, damit die Asche in die unter ihnen stehenden Kästen rinnen konnte.

»Hier ist es«, sagte Ingram. Wenn wir sprachen, klangen unsere Stimmen dumpf, als wollten sie sich der unheimlichen Umgebung genau anpassen.

»Die drei Kästen?« fragte Suko.

Er nickte. »In sie fällt eben die Asche.«

Suko und ich nahmen zugleich die kleinen Lampen und leuchteten hinein, denn das eigentliche Licht war uns einfach zu schwach, um etwas erkennen zu können.

Ich bewegte die Lichtkegel auf dem Grund des Kastens, der sehr dunkel war. Dennoch hätte ich die Ascheschicht sehen müssen, aber

sie lag nicht da.

Suko hatte das gleiche Phänomen erlebt. »Keine Asche, John«, sagte er leise. »Nichts.«

Ich räusperte mich. »Und wie ist das möglich?«

Er richtete sich auf. »Ich will ja nicht vorgreifen. Kann es sein, daß jemand die Asche entfernt hat: Die Asche eines Toten gestohlen?«

Die Worte hatte auch Ingram verstanden. Er lachte kratzig, bevor er sich uns näherte. »Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. So etwas gibt es nicht. Wer stiehlt denn Asche?«

»Das möchten wir gern von Ihnen wissen.«

»Ich glaube es nicht.«

Ich winkte ihn noch näher und leuchtete schräg in den Eisenkasten. »Na, was sehen Sie?«

Er schaute hin, beugte sich nieder, kam wieder hoch und hatte so große Augen bekommen, daß wir darin das Weiße schimmern sahen. »Sie… Sie haben recht«, flüsterte er. »Keine Asche. Die hat jemand entfernt, verdammt noch mal.«

»Wer denn?«

Ingram grinste schief. »Denken Sie etwa, daß ich das getan haben könnte?«

»So ungefähr.«

»Sie… Sie müssen sich irren. Ich war die ganze Zeit über oben und hatte keinen Grund, in den Keller zu gehen. Nein, das ist eine Unterstellung, Mr. Sinclair.«

Ich winkte ab. »Nur mehr ein Verdacht. Wir müssen alles prüfen, auch wenn es manchmal unangenehm ist.«

»Ich kann Ihnen schwören, daß ich nicht hier unten gewesen bin und Asche eingesammelt habe.«

»Wer dann?« fragte Suko.

Ingram hob die Schultern. Es ging ihn nichts weiter an, ich aber dachte ebenso nach wie Suko, der mich nach einigen Sekunden ansprach. »Wenn es nicht so verrückt klingen würde, dann würde ich glatt behaupten, daß unsere Feuer-Furie hier unten war.«

»Verrückt?« fragte ich. »Nein, das glaube ich kaum. Mittlerweile nehme ich dir die verrücktesten Theorien ab.«

»O danke.«

»Aber was hätte sie denn mit der Asche machen sollen?« fragte Ingram tonlos.

»Keine Ahnung. Die hat leider ein magisches Pokerspiel in Gang gesetzt, das wir bisher noch nicht durchschauen können.« Ich hob die Schultern. »Mal sehen, wie es weitergeht. Jedenfalls sind die Kisten leer. Wir hätten zumindest die Asche Ihres Mitarbeiters Mouth in einem der Kästen finden müssen – oder?«

»Das stimmt.«

»Na bitte.«
Suko leuchtete gegen den Rost, während ich nichts tat. Die Luft drückte stark. Ich hatte das Gefühl, als wollte sie irgendwann meinen Schädel von oben her zusammenpressen. Lange hielt es hier unten kein Mensch ohne Staubmaske aus.
»Komm«, sagte ich. »Wir verschwinden.«
Ingram atmete auf, als er meine Worte hörte. Das Krematorium brauchte uns nicht mehr zu interessieren. Es war nur ein Mosaikstein innerhalb dieses mörderischen Puzzels. Wir wollten den nächsten Stein suchen und ihn einfügen.
Auf dem Hof atmeten wir zum erstenmal nach langer Zeit wieder richtig tief durch. Obwohl die warme Luft auch nicht gerade die beste war, im Vergleich zu der im Keller kam sie uns vor wie die reinste Luft aus dem Gebirge.
Die Wolkendecke hatte sich etwas verzogen. Eine heiße Sonne schien durch die Dunstschicht und machte die Luft schwül. Aber auch die Helligkeit konnte den grauen Eindruck auf dem Hof nicht vertreiben. Dazu waren die Fassaden zu düster.
»Dann werden Sie jetzt zu Blythe & Son fahren?«
Suko schaute Ingram an. »Klar, das machen wir. Sollten wir allerdings erfahren, daß Sie die Leute gewarnt haben, kommen wir zurück. Sie wissen ja, in den Kästen ist noch Platz.«
Ingram hob beide Arme. »Um Himmels willen, was reden Sie da, Inspektor?«
»Dürfen Polizisten nicht auch mal einen Spaß machen?«
»Ja, schon, aber…«
»Wir lieben eben die makabren Späße. Selbst ich als Chinese habe mich an den englischen Humor gewöhnt. Wie sagt man bei Ihnen noch, Mr. Ingram? Guten Rutsch…« Er nickte ihm zu und ging.
Ich saß schon im Rover. »Sollen wir sofort hinfahren oder erst eine Dusche nehmen?«
»Ich wäre für die Dusche.«
»Okay, ich auch…«

***

Blythe & Son!
So stand es in schwarzen Lettern auf einem matt golden schimmernden Schild. Mehr nicht. Weder der Beruf war hinzugefügt worden noch der Firmenname.
Man war eben sehr diskret. Geschäfte mit dem Tod mußten pietätvoll ablaufen.
Die Lage des Geschäfts entsprach allerdings nicht der gestellten Aufgabe. Das Haus stand dort, wo der Trubel innerhalb Londons mit am größten war.

Die Regent Street zieht die Touristen vom Festland nach wie vor an wie ein Magnet. Man kann sie als breite Straßenflucht bezeichnen, hoch, unübersehbar.

Durch ihre schon damals geplante Großzügigkeit ist sie als Einkaufsstraße geradezu prädestiniert. Hier reißt der Verkehrsstrom nie ab. Wobei die roten Busse wie erhöhte Inseln aus dem Blechstrom hervorragen.

Desgleichen spielte sich auf den Gehsteigen ab, wo die Geschäfte mit ihren wohldekorierten Schaufenstern prunkten und glänzten.

Hier einen Parkplatz zu finden, war unmöglich, aber wir mußten unseren Wagen abstellen, und das konnten wir auch, denn vor dem Beerdigungsladen fuhr ich kurzerhand auf den Gehsteig.

Daß der Rover ein Opfer für die Kralle würde, kalkulierte ich nicht mit ein, denn ich winkte mir einen in der Nähe stehenden und sehr mißtrauisch schauenden Bobby herbei, erklärte unsere Situation und erntete ein freundliches Nicken.

»Natürlich achte ich darauf, daß man keine Kralle an Ihre Räder anlegt, Sir.«

»Danke.«

Das Haus war im Tudor-Stil gebaut worden. Es besaß eine ehrwürdige Stuck-Fassade, die sicherlich bei dieser hohen Luftverschmutzung häufig gereinigt werden mußte.

Die große, mit gedrechselten Schnitzereien verzierte Holztür hinter den vier breiten Treppenstufen paßte ebenfalls als repräsentatives Entree zu dem Haus, und ich kam mir direkt klein vor, als ich meinen Daumen auf den Perlmuttknopf der Klingel legte.

Durch die Tür drang kein Laut. Dafür erklang wenig später ein Summen, und Suko öffnete durch den Druck seiner flachen Hand.

Die Tür schwang nahezu würdevoll nach innen.

Wir betraten eine sehr kühle Halle. Eine Klimaanlage sorgte eben für die richtige Temperatur.

Halle und Verkaufsraum gehörten zusammen. Gleichzeitig sahen wir einen dunklen Schreibtisch, hinter dem ein hellblondes Wesen saß, die obere Körperhälfte verpackt in eine schlichte, dunkle Leinenbluse mit hellen Knöpfen.

Die Empfangsdame oder Sekretärin schaute hoch und sah uns an, als wir auf ihren Schreibtisch zukamen. Sie mochte ungefähr vierzig sein und erinnerte mich an eine Kunstfigur. Ihr Augenausdruck hinter der Brille besaß etwas geschäftlich Leidendes, und so ähnlich klang auch ihre Stimme, wobei wir Mühe hatten, sie zu verstehen.

»Darf ich Ihnen zuvor mein aufrichtiges Beileid aussprechen, meine Herren?«

»Wofür?« fragte Suko.

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen, als ich den überraschten

Ausdruck im Gesicht der Lady Eisblock sah, denn so etwas hatte sie in dieser Umgebung wohl noch niemand gefragt. Ihr Mund zuckte, die Lippen besaßen eine blaßrote Farbe.

»Wie bitte?«

»Wir wollen niemand beerdigen lassen.«

»Aha.« Sie nickte. »Ich verstehe. Dann sind Sie gekommen, um einige andere Dinge zu bestellen, nicht wahr?«

»Was bieten Sie uns denn?«

»Wir haben uns unter anderem auf letzte Gastgeschenke an einen lieben Verstorbenen spezialisiert. Oft ist es so, daß die Verwandtschaft mithilft, den lieben Verblichenen auszustatten. Ich darf besonders auf unsere Seidenkissen hinweisen, auf denen der Kopf des Verstorbenen ruhen kann. Sie sind sehr gefragt, wie ich Ihnen versichern kann.«

»Das spürt doch ein Toter gar nicht«, sagte Suko.

Die Lady erschrak. »Aber ich bitte Sie, Sir. Wie können Sie so etwas sagen? Denken Sie an die Menschen, die ihn noch einmal sehen wollen, bevor ihn die feuchte Erde verschluckt. Es macht einen hervorragenden Eindruck, wenn die Leute entdecken, daß der Verblichene auf einem Kopfkissen aus indischer oder chinesischer Seide ruht.«

»Das stimmt.«

»Also möchten Sie…?«

»Ihren Chef sprechen«, sagte ich.

»Hä?«

Damit hatte ich sie wieder aus der Fassung gebracht. Ich beugte mich vor. »Mr. Blythe hätten wir gern, Madam.«

Sie klimperte mit den Wimpern, nahm ihre Brille ab und legte sie vorsichtig auf die staubfreie Platte. »Sie können leider nur Mr. Errol Blythe sprechen.«

»Ist das der alte oder der junge?«

»Mr. Blythe junior.«

»Und der ist im Haus?«

»Ja.«

»Dann sagen Sie ihm Bescheid, daß wir einiges mit ihm zu besprechen haben.«

Ihre feingliedrige Hand lag bereits auf dem strahlend weißen Telefon, als sie fragte: »Wen darf ich melden, bitte schön?«

Ich stellte uns vor und fügte lächelnd noch einen Begriff hinzu.

»Scotland Yard.«

Auch jetzt hatte sie sich unter Kontrolle. Nur die weiße Stirn zeigte ein Faltenmuster. Mir fiel erst jetzt das kleine Schild auf dem Schreibtisch auf. Dort stand auch ihr Name. Die Lady hieß Charlotte Fox.

Sie drückte auf einen Knopf, wir hörten die Stimme des anderen

Teilnehmers nicht, weil er zu leise sprach, und ebenso leise hauchte Mrs. Fox unsere Namen in die Muschel.

Nach einigen Sekunden des Zuhörens lächelte sie und legte auf.

»Sie können zu Mr. Blythe gehen.«

»Wo finden wir ihn?«

»Ich werde Sie begleiten.« Die Lady stand auf und strich ihren dezent gemusterten Rock glatt. Eine Konzession an die Mode hatte sie allerdings gemacht, denn der Rock endete in Kniehöhe.

Wir gingen über einen roten Teppich, vorbei an den Vitrinen, wo die Leichenhemden und Seidenkissen drapiert waren wie kostbare Unikate eines Modeschöpfers. Wer von Bythe & Son seine Toten unter die Erde bringen ließ, brauchte Geld. Wenn ich daran dachte, daß alles vermoderte oder verbrannte, konnte ich nur den Kopf schütteln.

Wir blieben vor einer halbrunden, dreistufigen fast die gesamte Raumbreite einnehmenden Treppe aus dunklem Marmor stehen.

Jenseits der Treppe führten mehrere Türen zu den anderen Geschäftsräumen des Beerdigungsinstituts.

Charlotte Fox blieb vor der mittleren stehen. Sie klopfte leise an, wie es sich eben gehörte.

Ich schaute zur Decke, wo eine sehr moderne Beleuchtungsanlage, die sich aus zahlreichen kleinen Lampen zusammensetzte, ihr Licht in verschiedene Richtungen abstrahlte.

»Bitte, Gentlemen, wenn Sie mir folgen würden…«

Sie hatte uns bereits die Tür geöffnet. Wir betraten einen ebenfalls klimatisierten Raum, der überhaupt nichts mit einem Beerdigungsinstitut gemein zu haben schien.

Heller Teppichboden, modernes Design und ein Mann, der zwar dezent gekleidet war, aber keine Trauerkleidung trug.

Blythe junior war etwa so groß wie ich, aber dicker. Sein Lächeln hatte etwas Kaltes an sich. Mit einer knappen Handbewegung bot er uns Plätze an.

Wir schaukelten auf dem kostbaren Leder von Designerstühlen und ruhten unsere Arme ebenfalls auf ledernen Lehnen aus.

»Nun?« fragte er.

Ich räusperte mich und kam direkt zur Sache. »Wen haben Sie heute ins Krematorium zur Verbrennung schaffen lassen, Mr. Blythe?«

Klatsch, die Frage hatte gesessen. Er bekam große Augen, auf seiner Stirn stand plötzlich der Schweiß in kleinen winzigen Perlen. Er leckte über seine Lippen und schüttelte den Kopf. »Sorry, aber Sie sind sehr direkt.«

»Wir sind auch nicht zum Spaß hier«, erklärte Suko. »Wir möchten wissen, welche Leiche von Ihnen zur Verbrennung gebracht worden ist. Den Namen der Person.«

»Da müßte ich nachschauen lassen.«

»Bitte.«

Er setzte sich mit der Empfangslady in Verbindung. Diesmal sprach er wieder sehr leise und zupfte unruhig an seinem Krawattenknoten, als hätte er etwas zu verbergen.

Er bekam Auskunft, schrieb mit und bedankte sich. Den Hörer auflegend schaute er uns an. »Es war eine Frau. Sie hieß Elisabeth Dempsey, gestorben mit dreiundachtzig an einem Herzinfarkt. Sie war Seniorchefin einer kleinen Textilfabrik, die Stützstrümpfe herstellt für Menschen, die schlecht laufen können.«

»Das ist uninteressant.« Ich schaute ihm ins Gesicht. »Wissen Sie genau, daß diese Frau von Ihren Leuten ins Krematorium gefahren worden ist?«

»Aber sicher.« Blythe zeigte sogar Emotionen, denn er schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Wie können Sie daran nur zweifeln, Gentlemen.«

Die Antwort bekam er von Suko. »Wir waren nicht nur im Krematorium, wir haben sogar den Sarg offen gesehen. Was soll ich Ihnen sagen, Mr. Blythe? Von dieser Person, die Ihrer Meinung nach darin gelegen haben muß, sahen wir nichts.«

Ihm blieb vor Staunen der Mund offen. Auch seine Augen nahmen an Größe zu. Seine Pupillen wirkten, als wären sie noch einmal nachgeschliffen worden. »Nicht mehr im Sarg?« fragte er und legte nach jedem Wort eine kleine Pause ein.

»So ist es.«

»Dann hat man sie herausgenommen?« Er brauchte ein Taschentuch, um Schweiß von der Stirn zu wischen.

»Oder gar nicht erst hineingelegt«, erklärte ich.

»Das glaube ich nicht.«

»Wie soll sie denn dann verschwunden sein?«

»Ausgetauscht vielleicht.«

In diesem Moment bewies er, daß er nachdenken konnte. »Dann lag also jemand anderer im Sarg, wenn ich Sie richtig verstanden habe?«

»Exakt.« Ich lächelte frostig.

»Und wer, bitte schön?«

»Ebenfalls eine Frau. Nicht so alt wie die echte Verstorbene und aus Wachs, der in der Hitze des Feuers nicht verbrannte, sondern nur zerschmolz.«

Blythe junior pustete sich frische Luft zu. »Das ist ein Hammer!« flüsterte er, »verdammt noch mal, das ist ein echter Schock.« Jetzt sprach er wenigstens normal. Wieder mußte er Schweiß von seiner Stirn wischen. »Ich kann mir das nicht erklären, wo der Austausch vorgenommen ist. Tut mir leid, ich bin überfragt.«

»Möglicherweise hier«, sagte Suko.

»Nein – oder…?« Er war plötzlich unsicher geworden. »Ja, was

machen wir denn da?«
Ich schaute mich um. »Sieht es hier immer so vornehm aus?« fragte ich, »oder überall. Sie haben doch bestimmt Räume, wo Sie die Toten für die Beerdigung herrichten, nicht wahr?«
»Selbstverständlich.«
»Wo?«
Er räusperte sich. »Wollen Sie dahin?«
»Das müssen wir, denn wir wollen uns mit den beiden Fahrern unterhalten, die angeblich Mrs. Dempsey in das Krematorium gefahren haben.«
Er wand sich wie ein Fisch auf dem Trockenen. »Das ist mir aber unangenehm.«
»Uns macht es auch keinen Spaß. Wir kommen praktisch aus dem Krematorium zu Ihnen, Meister.«
»Ja, ja, ich verstehe.« Er stand auf und gab seiner Vorzimmerelfe Bescheid, wo er sich aufhielt.
»Bitte kommen Sie mit, meine Herren.«
An seiner Seite war das große Büro getäfelt worden. Die Tür innerhalb der Täfelung fiel erst auf, als wir dicht davorstanden. Blythe öffnete sie, ging voran und betrat einen schmalen, sehr kühlen, gefliesten Gang, der die Vornehmheit und Pietät des Verkaufsraumes und des Büros vermissen ließ.
Es roch nach Desinfektionsmittel und auch irgendwo nach Seife.
Ein Schild wies zum Sarglager hin. Den Weg schlugen wir nicht ein, sondern fuhren abermals mit einem Lift, der uns in die Regionen des Kellers brachte.
Da unten umgab uns kalter, grauer Beton. Die Räume hier gingen ineinander über. Radiomusik dudelte, während sich die Mitarbeiter mit den Toten beschäftigten.
In einem Raum wurden die Leichen gewaschen. Ein besonders fröhlicher Mensch mit Bürstenhaarschnitt pfiff die Melodien mit, während er dabei war, einen alten Mann abzuseifen. Er schaute kaum auf, grinste aber und winkte uns zu.
Bei einem anderen Helfer erkundigte sich Blythe nach den Fahrern des heutigen Morgens.
»Die haben Pause, Sir.«
»Wie schön für sie. Wo kann ich sie finden?«
»Im Aufenthaltsraum.«
»Danke.«
Der war so etwas Ähnliches wie eine Kantine. Ich hätte hier nichts essen können, allein der Geruch hätte mich gestört. An den Wänden hingen Aufkleber mit Sprüchen über den Tod.
Einer gefiel mir sogar. Tote haben es gut, die brauchen keine Steuern zu zahlen.

Hinter einer Zeitung verschanzt fanden wir den Mann, den wir suchten.

Ich erinnerte mich, ihn auf dem Hof des Krematoriums gesehen zu haben. Er ließ die Zeitung sinken und schaute uns mißtrauisch an.

Langsam stand er auf.

Blythe erklärte ihm, wer wir waren und was wir von ihm wollten.

»Ja, okay, fragen Sie.«

Der Mann hieß Frazer und gab sich ahnungslos. »Nein, nein«, behauptete er steif und fest. »Da tun Sie mir und meinem Kollegen aber unrecht. Ich habe nichts vertauscht. Wir luden die Frau ein und fuhren los. Das war Mrs. Dempsey.«

»Später nicht mehr«, sagte ich. »Da lag dann eine Wachspuppe im Sarg, Mister.«

»Kann ich mir nicht denken.«

»Es stimmt aber.«

»Dann muß wohl ein Zauberer am Werk gewesen sein, Sir.«

Mir gefielen die Antworten nicht, und auch der Mann paßte mir nicht, denn er hatte mich nie ansehen können und ständig zu Boden gesprochen, wenn er redete.

»Hören Sie, Mr. Frazer, ich habe das Gefühl, daß Sie uns nicht die Wahrheit sagen.«

Er hob die Schultern. »Das ist mir egal. Ich habe die Leiche abgeliefert und basta.«

»Die echte?«

»Klar.«

Scharf blickte ich in sein Gesicht. Er konnte mir nicht in die Augen sehen und drehte den Kopf. »Wie viel hat man Ihnen gezahlt, daß Sie die Leiche umtauschen, Frazer? Wieviel?«

Er ging zurück. Sein Gesicht nahm allmählich eine gewisse Röte an. Für Suko und mich hatte er kein Wort übrig, statt dessen sprach er seinen Chef an. »Mr. Blythe, diese Unterstellungen brauche ich mir nicht gefallen zu lassen. Ich habe meine Pflicht getan. Wenn etwas anderes behauptet wird, stimmt das nicht.«

»Natürlich.«

Ich breitete die Arme aus. »Mr. Blythe, hier geht einiges nicht mit rechten Dingen zu. Jemand muß die Leiche ausgetauscht haben. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

Er runzelte die Brauen. »Gut, ich glaube Ihnen dann, wenn Sie mir die Tote zeigen.«

»Wir müßten sie suchen.«

»Bitte.«

Suko lächelte und meinte dann: »Es gibt gerade hier bei Ihnen zahlreiche Möglichkeiten, um einen Toten zu verstecken, nicht wahr, Mr. Blythe? Es ist einfach…«

Er holte pfeifend Luft. »Dann meinen Sie, daß die Tote sich noch in meinem Institut befindet?«

»Kann sein.«

Er überlegte einen Augenblick. »Gut, gut, ich stimme Ihnen zu. Ja, ich möchte Klarheit über diese unangenehmen Dinge haben. Deshalb durchsuchen Sie meine Räume. Jeder Tote ist aufgelistet worden, der hier eingeliefert wird. Ich habe ein gutes Gewissen. Sie werden keine Unstimmigkeiten finden, Sir.«

»Das würde mich freuen.«

Suko hatte Frazer im Auge behalten. Dem allerdings gefiel unser Vorschlag überhaupt nicht, denn sein Blick war unstet geworden.

»Muß ich denn dabei bleiben?« fragte er. »Meine Pause ist beendet und…«

»Aber sicher, Mr. Frazer«, sagte Suko lächelnd. »Sie sind eine der wichtigsten Figuren.«

Frazer griff in die Tasche. Er holte ein Tuch hervor und wischte sich den Schweiß ab. Dann ließ er sich auf den Stuhl fallen, nickte und flüsterte: »Okay, Sie haben gewonnen.«

»Das wußte ich.«

Der Mann schaute hoch. »Was wollte ich denn machen? Das Weib kam und bot mir einen verdammt großen Schein.«

»Wieviel?«

»Fünfhundert Pfund.«

»Das ist nicht wenig«, gab ich zu.

»Eben.«

Blythe verlor die Fassung. »Mr. Frazer«, sagte er mit einer Stimme, die leise klang, sich aber anhörte, als würde sie sich im nächsten Augenblick überschlagen. »Das kann doch nicht wahr sein. Sagen Sie, daß die Herren hier Unrecht haben.«

»Sie haben ja recht.«

»Dann haben Sie die Leiche ausgetauscht?«

»Ja, ich mußte darauf eingehen. Die Frau erschien bei mir…« Er hob die Schultern. »Alles andere war leicht.«

Blythe faßte sich an den Kopf. »Himmel, wenn ich an den Skandal denke, das ist fürchterlich. Ich glaube, wir sind erledigt. Es darf sich nicht herumsprechen.«

»Wir halten dicht«, erklärte Suko, »denn uns geht es um andere Dinge. Mr. Frazer, wie sah die Person aus, die Sie gezwungen hat, die Leichen auszutauschen?«

»Es war eine Frau.«

»Ein Mensch?«

Er bekam fast einen Schlag. »Wieso? Haben Sie vielleicht gedacht, es wäre ein Geist?«

»Nein, das nicht. Aber es gibt Personen, die zwar menschlich

aussehen, es aber trotzdem nicht sind.«

»Nun ja, sie war blond mit einem Stich ins Rötliche. Sehr sexy, aber sie hatte ein hartes Gesicht. Sie kam zu mir, bot mir das Geld und ich tauschte die Personen um. Die Wachspuppe rein, die richtige Tote raus.«

»Wohin haben sie Mrs. Dempsey geschafft?« flüsterte Blythe, einem Ohnmachtsanfall nahe.

»Die liegt noch im Sarglager. Ich hätte sie schon weggebracht.«

»Ungeheuerlich, ungeheuerlich.« Längst hatte er sich gesetzt. Für ihn war eine Welt zusammengebrochen.

Mich interessierte der Zustand des Beerdigungsunternehmers nicht. »Hat sich die Frau Ihnen namentlich vorgestellt?«

»Nein, woher denn? Das war ein Geschäft. Sie gab mir das Geld und die Puppe.«

»Trug sie Kleidung?«

Frazer lachte. »Glauben Sie denn, sie hätte sich mir nackt gezeigt. Wäre schön gewesen, aber das tat sie nicht.«

»Mehr wissen Sie nicht?«

»Nein.« Diesmal schaute er mich an. Sein Blick war offen, ich zweifelte nicht mehr.

»Ist gut, Mr. Frazer, vielen Dank.«

»Ach ja«, sagte er plötzlich, »da war doch noch etwas. Wissen Sie, man ist natürlich neugierig. Ich habe sie auch gefragt, wer sie ist und bekam eine komische Antwort, mit der ich nichts anfangen konnte. Sie meinte dann, sie wäre eine Begine.«

Ich zwinkerte mit den Augen. »Was bitte?«

»Eine Begine.«

»Ach so, ja.«

»Kennen Sie die Begine?«

»Ich glaube ja.« Für diese Antwort kassierte ich von Suko einen überraschten Blick.

»Und mir fiel noch etwas auf. So toll sie aussah, ich mochte sie nicht, denn sie roch zwar nicht wie eine Tote, aber irgendwie verbrannt. Wie kalte Asche, nicht?«

»Ah ja – gut.«

»Das ist wirklich alles. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Aber wir reden noch miteinander, Mr. Frazer«, erklärte Blythe.

»Mitarbeiter wie Sie sind in dieser Firma untragbar. Ich werde Sie entlassen müssen, und zwar fristlos.«

»Damit habe ich gerechnet.« Er stand auf und grinste. Dabei drehte er sich um. »Die Begine, Sinclair, denken Sie daran. Denken Sie an die Beginen, da finden Sie vielleicht des Rätsels Lösung.«

Die Worte irritierten und warnten mich.

Zum Glück, denn plötzlich riß Frazer seinen Mund auf und spie uns

einen Feuerstrahl entgegen…

***

Suko duckte sich, ich flog zur Seite und wuchtete mich gegen Blythe junior, der nicht wußte, was mit ihm geschah und sich nur auf dem Boden wiederfand.

Frazer aber drehte durch. Er kreiselte herum, Feuer speiend, dabei gräßlich lachend. Sein Gesicht erinnerte an eine Maske, die mit dünner Haut überzogen war.

Hinter der Haut brannte und loderte es. Der gesamte Körper steckte voller Feuer. Wenn Frazer wollte, konnte er das Gebäude anzünden, denn auf dem Boden zuckten bereits die ersten Flammen hoch.

Suko feuerte auf ihn.

Er lag halb auf dem Boden, hatte die Beretta gezogen und erwischte Frazer an der Schulter. Mein Freund hatte ihn nicht tödlich verletzen wollen, doch die eine geweihte Kugel reichte aus, um das Feuer auf dramatische Art und Weise zu löschen.

Frazer taumelte vor. Die aus seinem Mund fauchende Flammenschnur war verschwunden, wie abgeschnitten. Er fiel über einen Tisch, blieb liegen, und seine Arme pendelten nach unten, wobei die Fingerspitzen über den Boden schleiften.

Nicht lange allerdings, denn aus den Händen rieselte es grau hervor. Asche verteilte sich neben dem Tisch. Sukos Kugel hatte das Feuer in ihm gelöscht, ihn allerdings auch vom Leben in den Tod befördert.

Wir drehten ihn herum, ließen ihn zu Boden gleiten und schauten gegen einen Fremden.

Er zerrann nicht, wie wir befürchtet hatten, er sah nur fürchterlich aus, gezeichnet durch eine Magie, die diese Begine bei ihm hinterlassen hatte.

Feuer verbrennt, und Frazer war verbrannt. Da war nichts Helles mehr in seinem Gesicht. Schwarz verfärbt, ein Gebilde aus Runzeln und Runen, als hätte jemand mit einem schweren Messer in die Haut geschnitten. Nur die Augen blinkten heller.

Er bewegte das, was einmal seine Lippen gewesen waren. Jetzt nur noch verschorfte, dunkle Dinger, die kaum von der Farbe des Gesichts abstachen.

An der Schulter, genau dort, wo ihn Sukos Geschoß erwischt hatte, waren Haut, Gewebe und Knochen zu einem Mehl geworden, das wie ein dunkler, dünner Strom nach unten rann und sich auf dem Boden als kleines dünnes Häufchen verteilte.

Selbst Mr. Blythe hielt den Atem an. In der Stille vernahmen wir nur das Rinnen des Staubs.

Ich richtete mich auf und drehte mich mit einer etwas müden Bewegung um. »Jetzt weiß ich, Suko, wie die Begegnung mit der

Feuer-Furie verlaufen kann.«

»Ja, wir haben vielleicht Glück gehabt.«

»Oder löschte das Kreuz diesen magischen Brand?«

»Es käme auf einen Versuch an.«

Blythe hatte seinen Krawattenkragen gelockert. Als er auf uns zukam, schlurfte er. Sein Gesicht zeigte kaum eine Regung. Nur die Nasenflügel zitterten. Doch auf der Stirn standen die Schweißperlen wie mit dem Pinsel getupft.

»Lohnt es sich zu fragen, was geschehen ist?« flüsterte er. »Lohnt es sich?«

»Kaum, Mr. Blythe.«

Er nickte. »Ich habe viel mit Töten zu tun, ich habe Unfallopfer gesehen, die ich kaum beschreiben kann, weil sie eben so schrecklich waren. Ich war bei der Untersuchung zahlreicher Leichen dabei. Ich habe mitgeholfen sie zu waschen, ich habe ihre Knochen brechen müssen, um sie in bestimmte Lagen zu bringen, damit ihre lieben Verwandten sich noch an ihnen erfreuen konnten, ja, mein Vater hat mich durch eine harte Schule geschickt. Aber das hier ist…« Er schlug gegen seine Stirn und begann zu schluchzen. »Das ist einfach unbeschreiblich. Das habe ich nicht geahnt, das hat niemand verdient, das ist furchtbar. In mir sitzt das Grauen fest, wie mit einem Nagel in die Eingeweide gerammt. Entschuldigen Sie, aber ich kann Ihnen da keinen anderen Kommentar geben.«

Suko ging auf ihn zu, während ich über die letzten Sätze des Mannes nachdachte. Leise sprach mein Freund mit dem Bestatter. Ich war davon überzeugt, daß diese Feuer-Furie genau gewußt hatte, wie wir die Spur aufnehmen würden. Sie hielt uns an der langen Leine. Wir taten genau, was sie wollte, sie würde uns auch zum Ziel führen, davon war ich fest überzeugt.

Aber wer lauerte am Ziel?

War es meine Mutter, war es Mallmann, der mir eine raffinierte Falle gestellt hatte?

Ein früherer Freund war, dank seines Daseins als Vampir, zu einem Todfeind geworden.

Action D – alle Macht den Vampiren, Dracula II, das genau waren Parolen, die auf ihn paßten.

Ich drehte mich langsam um. Blythe zündete sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an. Er inhalierte den Rauch tief, blies ihn aus und strich über seine Haare. »Ich werde mich wohl um Frazers Beerdigung kümmern müssen«, sagte er leise und nicht ohne Spott. »Es klingt verrückt, aber…« Hilflos war sein Blick, den er uns zuwarf, bevor er den Kantinenraum verließ.

»Und wir?« fragte Suko.

Auch ich hob die Schultern. »Die lange Leine«, erwiderte ich.

»Hast du sie gespürt?«
»Sicher.«
»Ich auch. Aber bevor wir sie aufnehmen, brauche ich einen Drink, und zwar einen verdammt großen.«
»Ich bin dabei, John…«

***

Über manche Moden oder Trends kann man nur den Kopf schütteln, über andere wiederum kann man sich freuen und sie sogar begrüßen.
Ich für meinen Teil begrüßte den neuen Trend, der zuerst Einzug auf den Märkten gehalten hatte und sich dann praktisch vorschlich bis in die Bars der großen Hotels, wo es die Keeper leid waren, den Gästen nur Mineralwasser zu servieren, ihrer Phantasie freien Lauf ließen und neue Cocktails erfanden, die zumeist aus Obstsaft, angereichert mit einem Schuß Alkohol, wobei man immer bei einer Sorte blieb. Entweder Wodka, Tequila oder Whisky.
Wir hatten eine derartige Bar gefunden. Neongestylt, leider auch laut, aber nicht so überfüllt, als daß sich zwei Menschen nicht hätten unterhalten können.
Runde Bistro-Tische mit schwarzem Kunststoff standen im krassen Gegensatz zu den mit bunten Getränken gefüllten Longdrinkgläsern. Suko und ich hatten uns für einen Orangendrink ohne Alkohol entschieden. Der Geschmack war durch Kiwis noch verfeinert worden.
Um uns herum nur junges Volk. Studenten, Touristen, sie freuten sich über die Wärme; sie machten »high life«, so daß unsere ernsten Gesichter nicht in die Reihe der fröhlichen hineinpaßten. Durch den rotweißen, geknickten Strohhalm saugte ich den Saft und schaute meinen Freund und Kollegen an.
»Also, John, was hast du auf dem Herzen?«
»Eine ganze Menge.«
»Und was Bestimmtes, nicht?«
»Richtig.«
Suko schnippte mit den Fingern. »Laß mich raten. Hängt es mit den letzten Worten des Mr. Frazers zusammen?«
»Genau.«
»Die Begine.«
»Ja.«
Der Inspektor hob die Schultern. »Du kannst mich meinetwegen für einen bildungslosen Trottel halten, aber ich weiß damit nichts anzufangen. Für mich hört sich das an wie ein Name.«
»Das ist es nicht, dafür ein Begriff.«
»Klärst du mich auf?«
»Natürlich.« Ich nahm noch einen Schluck. Allerdings normal und nicht durch den Halm. »Die Beginen stammen eigentlich aus den

Niederlanden. Es waren Jungfrauen und Witwen, die sich aus religiösen Gründen zu klosterähnlichen Gemeinschaften zusammengefunden haben. Sie entstanden in den Niederlanden, später auch in Deutschland, Frankreich und Belgien.«

Suko saugte. »Wann war das?«

»Im Mittelalter. Nur hatten die Beginen das Pech, daß sie sich nicht an die katholische Kirche binden wollten, was die ihr natürlich übelnahm. Das Konzil von Vienne beschloß ihre Unterdrückung und Verfolgung. Allerdings haben sich die Beginen die langen Jahrhunderte über immer wieder von neuem formiert. Sie lebten auf sogenannten Beginenhöfen zusammen. Das waren geschlossene Wohnsiedlungen auf dem Festland verteilt.«

»Ja, damals, auch heute noch?«

»Das weiß ich eben nicht, aber ich meine darüber gelesen zu haben, daß es noch Höfe gibt. Ich könnte mir in einer Zeit wie dieser durchaus vorstellen, daß Frauen auch wieder neue Beginenhöfe gründen, denn irgendwo war es damals mit der Gründung der ersten Höfe so etwas wie der erste Versuch zur Emanzipation der Frau. Sie ordneten sich eben nicht den strengen Regeln der Klöster unter, sondern schufen sich ihre eigenen Gesetze. Die Beginen waren zum Beispiel bekannt als hervorragende Klöpplerinnen. Spitzen aus Brüssel, Brügge oder Gent sind heute noch weltbekannt und für einen Normalverdiener kaum bezahlbar.«

»Weißt du sonst noch etwas über sie?«

»Nein.«

Suko trank wieder. Er sprach mehr zu sich selbst als zu mir. »Aber Frazer hat uns einen Hinweis auf die Beginen gegeben. Das tat er sicherlich im Auftrag, wobei ich wieder an deine lange Leine denken muß, an der wir geführt werden. Er wollte uns den Weg zu den Beginen weisen. Ist die Flammenfrau eine Begine?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Genau die Frage habe ich erwartet, Suko. Ist sie das?«

»Ich frage dich.«

»Im Normalfall wohl kaum, aber man kann nie wissen, wie sich das Rad des Schicksals gedreht hat. Möglicherweise müssen wir damit rechnen, daß sie so etwas wie eine abtrünnige Begine ist und von dorther stammt, wo die Beginen wohnen.«

»Von einem der Höfe?«

»So ist es.«

»Wieviel stehen da zur Auswahl?«

»Bestimmt eine Menge, aber das wird sich herausfinden lassen.«

Suko verzog das Gesicht. »Und die sollen wir alle der Reihe nach abklappern?«

»Falls uns das Glück nicht auf eine andere Spur lenkt, bin ich schon

dafür.«

»Das werden Dienstreisen, und die ziehen sich wie Kaugummi.«

Suko hob die Schultern. »Im Prinzip nicht schlecht so eine kleine Reise über das Festland. Wir werden bestimmt Orte zu sehen bekommen, die uns bisher unbekannt waren.«

»Soweit sind wir noch nicht«, dämpfte ich seinen Eifer. »Ich möchte zunächst einmal herausfinden, wo es die Höfe noch überall gibt. Danach sehen wir weiter.«

»Gut, und wer hilft dir dabei?«

»Da gibt es Experten an der Uni. Darüber mache ich mir keine Sorgen, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Worüber dann, John?«

Ich schaute an ihm vorbei und sagte mit leiser Stimme: »Um meine Mutter, nur um meine Mutter.«

»Da gibt es noch einen, der leidet. Denk mal an einen Mann namens Horace F. Sinclair.«

Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken, als Suko den Namen aussprach. Bisher hatte ich es verdrängt, aber ich wußte genau, daß mein Vater dicht vor dem Durchdrehen stand…

***

Und genau dieser Mann, Horace F. Sinclair, saß in seinem Haus in Schottland am Fenster, starrte ins Leere, war um Jahre gealtert, sah aus wie ein Greis und fühlte die Einsamkeit des großen Hauses immer mehr als eine kaum zu ertragende Belastung.

Mary, seine Frau, war seit Monaten verschwunden. Verschleppt worden an einen unbekannten Ort, entführt von Will Mallmann, einem Blutsauger, dem ehemaligen Kommissar und Freund seines Sohnes, der jetzt zu Johns Todfeind geworden war.

Lebte Mary Sinclair noch oder geisterte sie ebenfalls als blutrünstige Vampirin durch die Gegend?

Eine erschreckende Vorstellung für Horace F. Sinclair. Etwas, das ihn fertigmachte, ihn nicht schlafen ließ, ihm keine Ruhe gönnte.

Natürlich kannte er das Sprichwort, daß die Zeit alle Wunden heilt.

Bei ihm hatte die Zeit nichts geheilt, vielleicht auch deshalb, weil er mit der Ungewißheit lebte.

Für den pensionierten Anwalt waren die Tage – mochten sie auch noch so sommerlich und sonnig sein – schlimm gewesen. In den Nächten aber steigerte sich dieses Gefühl der Verlassenheit immer weiter. Da hatte er schon Depressionen gehabt. Da war es ihm gewesen, als wäre er von einem Schatten berührt worden, der wie ein Alp auf der Brust hockte. Im Traum hatte er seine Mary gesehen, auch mit ihr gesprochen. Sie hatte ihm zugelächelt. Ihr Gesicht schwebte über dem seinen, um sich zu ihm herabzubeugen. Bevor er nach

diesem Gesicht fassen und es sanft streicheln konnte, hatte es sich verzogen.

Schlagartig war aus ihm die wilde Fratze der Blutsaugerin geworden. Mit weit aufgerissenem Maul, blutunterlaufenen Augen, in denen die Bosheit wie ein böses Tier lauerte.

Sobald diese Fratze erschien, war er zusammengeschreckt und aufgewacht. Da hatte sein Unterbewußtsein die Angst in die Höhe gespült, die Sorge, die ihn seit Monaten heftig überfiel.

Jedesmal war er nach diesem Traum schweißgebadet. Naß klebten ihm die Sachen am Leib. Zitternd faßte er nach links, aber das zweite Bett war leer. Mary lag nicht darin.

Nach dem Traum gelang es Horace F. Sinclair nicht mehr, einzuschlafen. Er fand keine ruhigen Minuten, er starrte nur immer wieder ins Leere, er sah den Schatten der Zimmerdecke, er hing seinen Gedanken nach, und mehr als einmal formten seine Lippen den Namen der Ehefrau. Welch eine schreckliche Zeit, in der ihm keiner helfen konnte, auch nicht sein Sohn John, der Geisterjäger, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Vampire und Dämonen zu jagen.

John litt ebenfalls unter dem Verschwinden seiner Mutter, zahlreiche Telefongespräche mit ihm hatten Horace F. Sinclair dies bewiesen. Nur mußte er sich um seinen Beruf kümmern. Es stand ja nicht allein der Fall einer Mary Sinclair an. Die Schwarzblütler schliefen nie, sie machten auch keinen Urlaub. Sie schafften es, John und seine Freunde stets unter Spannung zu halten und um die halbe Welt zu hetzen.

In langen Telefongesprächen hatten Horace und John den Fall immer wieder durchgesprochen. Es war nichts dabei herausgekommen.

Mallmann verhielt sich ruhig. Er hatte John einige Male reinlegen können, aber Mary Sinclair nie freigelassen. Wahrscheinlich wollte er es auf einen großen Showdown ankommen lassen. Wer dabei Sieger blieb, das stand noch längst nicht fest.

Die letzte Nacht war wieder besonders schlimm gewesen. Möglicherweise hatte es auch am Wetter gelegen, denn über den Bergen ballten sich düstere Wolken, herangetrieben von einem warmen Südwind, der in der Sahara entstanden war und eine widerliche Schwüle mitbrachte, unter der die Menschen litten.

Bei offenem Fenster hatte Horace F. Sinclair lange wach gelegen und den Geräuschen der Nacht gelauscht. Ruhig war es nie geworden. Er hatte das Rauschen der Blätter gehört und auch den Mond gesehen, der fast voll über den Bergen stand.

Eine kalte, wenig romantische Scheibe. Horace haßte ihn fast, weil der Mond der Himmelskörper war, der den dämonischen Wesen stets neue Kraft gab, Kraft auch zum Überleben. Gerade für Vampire war er wichtig, sie liebten ihn, denn wenn er schien, krochen sie aus den Särgen und Grüften. Das war bereits seit altersher so gewesen.

Sinclair war irgendwann eingeschlafen und erwacht, als die Sonne vergeblich versuchte, die dicke Wolkendecke zu durchbrechen. Im Bett hielt ihn nichts mehr.

Er stand auf, spürte jeden einzelnen Knochen, als hätte er eine stundenlange Wanderung hinter sich. Noch immer müde und voll schwerer Gedanken schlurfte er ins Bad und duschte. Die Wechselbäder halfen ihm etwas, aber sie konnten die Depressionen nicht verscheuchen. Solange er nicht über das Schicksal seiner Frau informiert war, würden sie immer bleiben.

Früher hatte ihm Mary das Frühstück zubereitet, heute tat er es selbst, aber er hatte keine Freude mehr daran. Er aß, um einfach etwas im Magen zu haben, das war alles.

Manchmal stierte er auch ins Leere, schaute durch das Fenster, ohne etwas zu sehen.

Der Tee gelang ihm an diesem Morgen nicht besonders gut. Er trank ihn, weil er Flüssigkeit benötigte. Dazu aß er eine halbe Schnitte von einem Vollkornbrot. Auf den Belag verzichtete er.

Sinclair öffnete das Küchenfenster. Die Luft gefiel ihm überhaupt nicht. Sie lag da wie Blei, trug aber gleichzeitig den Schall vom Ort her zu ihm hoch.

Das schöne Haus lag etwas oberhalb von Lauder, noch nicht direkt an den Hängen, aber in einer bevorzugten Lage. Auch die kleine Stadt hatte sich nach den Ereignissen verändert. Sie war nicht mehr so, wie sie einmal gewesen war.

Die Menschen hatten zu spüren bekommen, was es heißt, gegen Blutsauger kämpfen zu müssen. Wie ein böses Tier war das Grauen an und in sie hineingeschlichen, es hatte ihnen bewiesen, daß es nicht nur die normale Welt gab, auch noch eine andere.

Fluch oder Schicksal – Horace F. Sinclair konnte es sich aussuchen.

Er bezeichnete es mittlerweile als Fluch, hier zu wohnen, und es störte ihn, daß er Unschuldige mit in die schlimmen Ereignisse damals hineingezogen hatte, obwohl es seine Schuld nicht wahr.

Wenn er bei einem seiner seltenen Spaziergänge durch den Ort ging, sah er sehr genau die Blicke, die man ihm zuwarf. Einige waren fragend, andere wiederum mitleidig, und es gab auch welche, die sehr abweisend waren. Die Bewohner hätten Horace F. Sinclair am liebsten zum Teufel gewünscht.

Zum Glück zählten letztere zu den Ausnahmen. Aber Horace bemerkte sie schon.

Er stand am Fenster, strich über seine Haare und dachte daran, daß er sich mal beim Friseur blicken lassen mußte. Mary hätte seine Frisur als ungepflegt angesehen, doch so etwas störte ihn nicht weiter. Er hörte das Geräusch eines Automotors. Der Wagen fuhr den Weg zu seinem Haus hoch.

Wer wollte ihn besuchen?

Horace überlegte, bis ihm einfiel, daß an diesem Tag die Zugehfrau kam. Seit seine Frau verschwunden war, hatte er ihre Besuche auf die Hälfte reduziert.

Anne, eine noch jüngere Frau, die einen Mann und zwei Kinder zu versorgen hatte, fuhr einen kleinen roten Fiat, den sie dort abstellte, wo der mächtige Eichenbaum seine Krone in den Himmel reckte.

Sinclair öffnete ihr und quälte sich ein Lächeln ab.

»Wie geht es Ihnen, Sir?«

»Sagen Sie nicht immer Sir, Anne. Mir geht es den Umständen entsprechend, wenn Sie verstehen.«

»Natürlich.« Auch Anne war über das Schicksal des Mannes informiert. Sie traute sich allerdings nicht, eine Frage zu stellen, weil sie der Meinung war, daß es sie nichts anging.

Sinclair ließ sie ins Haus gehen. Anne kam allein zurecht, sie wußte, was sie zu tun hatte.

Er selbst ging in die Küche, setzte sich an den Tisch, fand es nicht gut und wechselte in sein Arbeitszimmer, wo er hinter dem Schreibtisch Platz nahm und auf die Fotos schaute, die im Rahmen steckten.

Sie zeigten Mary, seinen Sohn und ihn selbst.

Eine Familie, wie sie noch glücklich gewesen war. Das zählte zur Vergangenheit, ein brutaler Riß, hervorgerufen durch das Erscheinen eines Vampirs, hatte dafür gesorgt.

Schwer seufzte er auf, kantete den Arm an und schaute gegen das Bild. »Irgendwann«, flüsterte er, »irgendwann werden wir wieder so vereint sein.« Er redete es sich einfach ein, obwohl er wußte, daß es auch anders kommen konnte.

Er hörte das Geräusch des Staubsaugers. Anne arbeitete schnell, gut und zuverlässig. Sie gehörte zu den Personen, die nur die normalen Sorgen kannten.

Als Horace F. Sinclair die Pfeife stopfte, sah er, daß seine Hände zitterten. In der letzten Zeit wollte dies nicht weichen. Es war eben sein innerer Zustand, der das bewirkte. Viele Jahre lagen hinter ihm, nie zuvor waren die Tage und Wochen so schlimm gewesen wie in der letzten Zeit, wo Mary ihm fehlte.

Mary Sinclair und Will Mallmann – zwangsläufig dachte er wieder an sie und sprach mit sich selbst. »Wo steckst du, verfluchter Blutsauger? Wo hast du meine Frau? Was hast du mit ihr gemacht, Hundesohn?« Er ballte die rechte Hand zur Faust und hätte am liebsten gegen die Scheibe geschlagen oder alles zertrümmert. Statt dessen spürte er den Kloß, der hoch in seinen Hals stieg und sich dort festsetzte wie ein scharfkantiger Stein.

Er konnte schreien und fragen, von Mary würde er keine Antwort bekommen. Sie war ihm fern und doch so nah. Manchmal hatte er das

Gefühl, als wäre sie nur mal eben zum Einkaufen gegangen und würde gleich klingeln und um Einlaß bitten.

Wunschträume, mehr nicht…

Jemand anderer betrat sein Arbeitszimmer. Sinclair schreckte zusammen. Er hatte das Klopfen überhört. Anne entschuldigte sich, als sie den Sauger hinter sich herzog und den Teppich reinigte, wo es nichts zu reinigen gab, wie Horace fand. Falls Mary zurückkehrte, sollte wenigstens alles sauber sein. Es mußte so aussehen, als wäre sie nur mal eben weggewesen.

Er schuf Platz, wollte Anne nicht im Wege stehen. In der geräumigen Küche hielt er sich auf, trank einen Schluck Mineralwasser und hatte den Eindruck, daß es noch schwüler geworden war. Der Mann öffnete ein Fenster.

Sein Blick fiel bis zu den Hügeln hin. Unverbautes Land lag vor ihm, er sah die dunklen Wälder und die Kuppen der Berge, die wie erstarrte Wellen aussahen.

Dort oben hörten die Straßen auf, da lief nichts mehr. Wer da spazierenging, konnte nur Trampelpfade benutzen, um sich weiter durch die Natur bewegen zu können.

Plötzlich stutzte er. Für sein Alter besaß Horace F. Sinclair noch gute Augen. Sehr deutlich hatte er die Bewegung erkannt. Und zwar dort, wo die Wiesen aufhörten und der dichte Wald begann. Es sah aus, als würde genau an der Stelle ein Feuer brennen, was Horace F.

Sinclair nicht verstand.

Die Menschen würden sich davor hüten, ein Feuer zu legen. Der Boden war viel zu trocken, selbst kleinste Flammen konnten sich zu einem gefährlichen Waldbrand ausweiten.

Doch eine Täuschung?

Er wischte über seine Augen. Im gleichen Augenblick öffnete Anne hinter ihm die Küchentür. Sinclair drehte sich. »Kommen Sie mal, Anne, schnell.«

»Was ist denn?«

»Bitte kommen Sie.«

Anne eilte zu ihm. Sinclair hob seinen Arm, wies in die Richtung, wollte ihr das Feuer zeigen und schüttelte den Kopf, weil es einfach keinen Sinn hatte.

Die Flammen waren nicht mehr zu sehen. Der Ort lag da, wie er immer gewesen war.

»Und was ist los, Mr. Sinclair?« fragte Anne. »Weshalb sollte ich aus dem Fenster schauen?«

Horace F. Sinclair schluckte. »Ja«, murmelte er. »Weshalb sollten Sie schauen, Anne? Es war wohl ein Irrtum meinerseits, entschuldigen Sie vielmals.«

Anne schüttelte den Kopf. Sie schaute Sinclair verwundert an.

»Geht es Ihnen nicht gut, Sir?«
»Den Umständen entsprechend.«
Ihr Blick nahm Sorge an. »Soll ich nicht doch lieber einen Arzt rufen, Mr. Sinclair?«
»Nein, das ist nicht nötig. Bei mir ist alles okay, Anne. Tut mir leid, daß ich Sie umsonst bemüht habe. Aber ich glaubte, etwas gesehen zu haben.«
»Das macht doch nichts.«
»Natürlich.« Sie räusperte sich. »Ich bin übrigens fertig mit der Arbeit.«
»Ja, schön.« Er wollte noch etwas hinzufügen und lachte dann auf.
»Natürlich, Moment bitte.« Aus der Gesäßtasche holte Sinclair die Geldbörse und überreichte Anne einen Schein, die sich dafür bedankte.
»Soll ich dann übermorgen wiederkommen?« fragte sie.
»Das wäre nett.«
»Gut, Mr. Sinclair, bis dann. Sollte etwas sein, rufen Sie mich an. Ich komme auch zwischendurch.«
»Herzlichen Dank!«
Anne ging und ließ den pensionierten Rechtsanwalt mit seinen Gedanken und seiner Einsamkeit zurück. Jetzt war es wie immer.
Man hatte ihn allein gelassen. Er würde Zeit haben, nachzudenken, und wieder würden die schlimmen Gedanken kommen.
Um diese Zeit hatte sich Mary mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt. Seit ihrem Verschwinden ließ Horace es immer öfter ausfallen. Wenn er Hunger verspürte, was selten vorkam, aß er Brot.
Er haßte die Monotonie der Tage. Alles lief gleichmäßig ab, so daß sich Einsamkeit noch mehr verdichten konnte. Er kam einfach nicht aus diesem Kreislauf der Monotonie heraus. Hinzu kamen noch seine schlimmen, schweren Gedanken, mit denen er sich zu beschäftigen hatte, obwohl er es nicht wollte.
Das Geräusch eines Motors riß ihn aus seinen Überlegungen. Für einen Moment blitzte so etwas wie der alte Kampfeswille in den Augen des Mannes auf. Das Geräusch hatte ihm angezeigt, daß jemand zu ihm wollte. Aber wer?
Sekunden später wußte er Bescheid. Es war ein Polizeiwagen, der vor dem Haus stoppte, und heraus stieg ein Mann, der in Lauder so etwas wie eine Institution darstellte.
Sergeant McDuff und einer der besten Freunde, die Sinclair in Lauder besaß.
Plötzlich klopfte sein Herz schneller. Er war gespannt, was der Polizist von ihm wollte. Möglicherweise brachte er Neuigkeiten mit.
Vielleicht sogar von Mary…

***

Man konnte den Sergeant als einen Bilderbuchmann bezeichnen.
Manche verglichen ihn wegen seines roten Haarwuchses und des wirren Bartes auch mit einem Waldschrat. Das wäre McDuff aber nicht gerecht geworden, denn er war ein aufgeweckter und hellwacher Mensch, der besonders gut mit den Kindern in Lauder auskam und ihnen die Furcht vor der Uniform genommen hatte.
McDuff trug auch diesmal Uniform. Sie umspannte die hünenhafte Gestalt sehr eng. Zum Schutz gegen die blasse Sonne hatte er eine dunkle Brille aufgesetzt, so daß von seinem Gesicht fast nur mehr Bart zu sehen war.
Die Brille nahm er ab, die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, was aber innerhalb des Gestrüpps kaum auffiel. Mit wuchtigen Schritten ging er auf den Hauseingang zu, wo Horace F. Sinclair stand und ihm gespannt entgegenschaute.
Die beiden Männer reichten sich die Hände. »Na, Horace, du alter Kämpe, kann ich reinkommen?«
»Sorry – klar.« Sinclair gab den Weg für seinen Freund McDuff frei. McDuff betrat das Haus, blieb auf dem blanken Holzboden der großen Diele stehen und nickte anerkennend.
»Was ist denn?«
»Du hast es hier sauber wie geleckt, Horace. Wenn ich meine Junggesellenbude dagegen vergleiche, da ist alles anders.«
Sinclair winkte ab. »Das liegt nicht an mir, sondern an Anne, meiner Zugehfrau. Sie war schon da und hat geputzt.«
McDuff boxte seinem Freund gegen die Schulter. »Willst du mich einfach im Flur stehenlassen?«
»Entschuldige, natürlich nicht, Komm, wir gehen in mein Arbeitszimmer.«
»Und einen Schluck hast du auch – nicht?«
»Was willst du denn?«
»Sodawasser.«
»Mehr nicht?«
»Doch, du kannst es mit einem kleinen Schluck Whisky veredeln. Nur wegen des Geschmacks.«
»McDuff, du bist im Dienst.«
»Deshalb nehme ich auch nur einen winzigen Schluck.«
Trotz seiner schlechten Stimmungslage mußte Sinclair lächeln. Er freute sich über die Besuche des Sergeants. Die beiden Männer hatten sehr viel gemeinsam.
McDuff bekam seinen Drink, und Sinclair nahm das gleiche. Im Arbeitszimmer hatte der Polizist das Rollo in die Höhe gezogen, um die Dunkelheit des Raumes durch das helle Licht des späten Morgens zu vertreiben, denn die bleigrauen Wolken hatten sich zurückgezogen und der Sonne Platz geschaffen.

Allerdings einer Sonne, die beiden Männern nicht gefiel. Sie brannte knallhart und stechend vom Himmel und war so heiß, daß sie über den Wäldern Dunstschwaden erzeugte, die sich wie Nebelwolken ausbreiteten und ein Treibhausklima schufen. Das waren Temperaturen, wo jede Bewegung Schweiß kostete.

McDuff hob das Glas. Er hatte seine Jacke ausgezogen und sie über eine Stuhllehne gehängt. »Cheers, alter Junge«, sagte er.

»Worauf sollen wir trinken?«

»Auf dich.«

»Nein, McDuff, das lohnt nicht.«

Die Augen des Polizisten zeigten Besorgnis. Er trank und fragte:

»Was ist los, Horace? Sag es mir, ich bin dein Freund.«

»Das weiß ich.«

»Dann kannst du auch reden, verdammt!«

»Es wird immer schlimmer. Je mehr Zeit verstreicht, um so härter empfinde ich die Tage.«

McDuff atmete schwer durch die Nase. »Ich kann dich verstehen. Horace, ich kann dich, verdammt noch mal, verstehen. Aber noch ist es nicht soweit. Du weißt nicht, ob Mary noch lebt, ob sie tot ist. Ich würde an deiner Stelle positiv denken.«

Horace schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber, nein. Nichts gegen dich persönlich, aber du kannst dich nicht in meine Lage hineinversetzen. So etwas ist furchtbar, glaube mir. Es ist die Ungewißheit, die mich auszehrt und mich regelrecht deprimiert. Je mehr Zeit verstreicht, um so schlimmer wird es.«

»Was wäre dir denn am liebsten?«

»Wenn ich Bescheid wüßte.«

»Sowohl als auch?«

»Ja.«

McDuff starrte ins Leere. Er zog dabei die Mundwinkel nach unten. »Das kann ich irgendwie begreifen. Ja, wenn der Druck zu groß wird, muß man wohl so denken.«

»Danke.«

»Aber was ist mit John? Du hast einen Sohn, und zwar einen ziemlich berühmten. Natürlich nicht, was die Presse angeht, aber in gewissen Kreisen würde man ihn gern tot sehen.«

»Er hat seinen Job, McDuff.«

»Das heißt im Klartext, du hast von John lange nichts mehr gehört, was die Entführung deiner Frau angeht…«

»Richtig.«

»Findest du das gut?«

Sinclair strich über sein Gesicht. »Ob ich das gut finde oder nicht, das ist zweitrangig. Ich leide stark unter dem Verschwinden meiner Frau. Aber ich kann auch nicht hingehen und John erklären: Nun mach mal.

Laß andere liegen und jage Mallmann. Schicke ihn zur Hölle, verpasse ihm eine Silberkugel, pfähle ihn, was auch immer. Nein, das kann ich einfach nicht, das ist nicht drin.«

»Klar, er hat seinen Job.«

»Eben.«

McDuff lehnte sich zurück. »Und wie soll es weitergehen, Horace? Du kannst doch nicht nur hier im Haus hocken und warten, daß sich etwas ändert. Du mußt doch etwas tun.«

»Was denn?«

»Nachforschen, Spuren hinterherlaufen.«

»Richtig, du liegst voll und ganz auf meiner Linie. Ich würde es auch gern tun, leider gibt es keine Spuren. Alles, was John bisher gefunden hat, verlief im Sand. Denk an den Blutstein, von dem ich dir berichtet habe. John hat ihn gefunden. Er hat ihn Mallmann sogar als Köder hingehalten, der jedoch ist nicht darauf eingegangen, obwohl er den Blutstein nötig braucht. In seinem Innern befindet sich ein Lebenselixier, altes Blut aus Rumänien, das mit dem Vlad Dracula zusammenhängt, den es ja tatsächlich gegeben hat. Dieser Blutstein müßte für Mallmann so etwas wie ein Motor sein. John war auch bereit, ihn gegen seine Mutter einzutauschen, doch Mallmann hat nicht mitgemacht. Er ließ meinen Sohn eiskalt auflaufen.«

»Weshalb?«

»Ich weiß es nicht, McDuff. Ich weiß überhaupt nichts mehr. Ich weiß nicht, ob Mary noch lebt oder als Untote durch die Gegend geistert. Manchmal, wenn die Nächte durch den Mondschein besonders hell sind, habe ich das Gefühl, sie würde um unser Haus herumschleichen. Da bin ich schon aufgestanden, habe die Umgebung abgesucht, aber nichts gefunden. Alles Einbildung, alles.«

»Ja, ja, das glaube ich dir. Verflucht, ich würde dir so gern helfen, doch ich weiß nicht wie. Es ist alles nicht einfach. Wir bewegen uns immer im Kreis. Die Vorfälle sind auch in Lauder noch immer das Gesprächsthema Nummer eins, die Leute zerreißen sich die Mäuler darüber, aber Lösungen gibt es nicht. Das kann man von ihnen auch nicht verlangen, Horace. Die dumpfe Stimmung drückt.«

»Man gibt mir die Schuld, nicht?«

McDuff wiegte den Kopf. »Nicht direkt. Zumindest wagt es keiner auszusprechen. Schon gar nicht, wenn ich in der Nähe bin. Aber hinterrücks wird getuschelt, da werden Vermutungen laut, die ich als schlimm ansehe.«

Sinclair nickte. »Ich kann es den Leuten nicht einmal verübeln. Ich habe ihre Ruhe gestört. Vampire sind in Lauder eingefallen. Okay, es gab vor Jahren schon mal Ärger, aber nicht so stark wie vor wenigen Monaten. Die Vampire und die damit verbundenen Taten und Geschehnisse müssen die Menschen zwangsläufig verändert haben,

sonst wären es ja Roboter oder Maschinen, die nicht denken können.«

McDuff seufzte. »Daß du so denkst, Horace, zeigt mir deine innere Größe.«

Sinclair winkte ab. »Quatsch ist das! Von wegen innere Größe. Ich war jahrelang als Anwalt tätig. Ich habe die Menschen kennengelernt, ihre Schwächen, aber auch ihre Stärken. Mir braucht keiner mehr etwas zu erzählen. Für mich steht fest, daß viele Bewohner in Lauder meinen Auszug wünschen.«

»Einige reden offen darüber. Deshalb bin ich auch zu dir gekommen. Ich wollte es dir sagen, bevor du es von anderer Seite erfährst, mein Freund. Das könnte dann sehr gehässig klingen.«

»Danke.« Sinclair strich über sein Gesicht. »Ich komme mir vor wie ein Einsiedler, der sich nicht freiwillig in seine Höhle zurückgezogen hat, sondern gezwungen worden ist. Aber was willst du dagegen tun?«

»Nicht aufgeben, Horace.«

»Kämpfen? Ihnen die Stirn bieten?«

»Richtig.«

»Das würde ich, wenn ich mich nicht selbst in einer so fürchterlichen Lage befände. Ich muß dir in vielem recht geben, aber ich besitze einfach nicht die innere Kraft, um mich den Menschen zu stellen. Ich kann nicht hingehen und ihnen sagen: Hier, schaut mich an. Hier stehe ich, sagt, was ihr wollt. Wer will mein Haus kaufen? Schmeißt mich raus aus der Stadt.« Sinclair erregte sich, je länger er sprach. »Nein, das ist alles zu schlimm, McDuff. Außerdem bin ich in meinem Leben noch nie davongelaufen. Ich habe mich den Problemen immer gestellt, und ich bin fest davon überzeugt, daß es auch für Mary eine Lösung gibt.«

»Wer sagt dir das, Horace?«

»Gute Frage. Über die Antwort wirst du vielleicht lächeln…«

»Bestimmt nicht.«

»Also, es ist so. In den letzten beiden Nächten habe ich einfach das Gefühl gehabt, daß die Dinge vorangetrieben werden. Schlecht schlafen kann ich schon seit langem, aber es wurde immer schlimmer. Die Träume steigerten sich. Manchmal wurden sie direkt grausam. Ich sah immer wieder Marys Gesicht vor mir, so nahe, daß ich sie hätte anfassen können. Als ich es tun wollte, da veränderte sich ihr Gesicht zu einer fürchterlichen Vampirfratze. Sie war zum Monster geworden.«

McDuff winkte ab. »Miß den Träumen keine zu große Bedeutung zu, alter Junge.«

Sinclair wiegte den Kopf. »Du kannst John fragen. Auch er wird dir sagen, daß Träume nicht nur Schäume sind. Ich bin der Ansicht, daß sie mir sehr wohl etwas zu sagen haben.«

»Und was?«

Sinclairs Gesichtsausdruck wurde starr. »Kannst du dir das nicht denken, McDuff?«

»Keine Chance mehr für Mary?«

»So ist es«, flüsterte der pensionierte Anwalt. »Ich sehe für sie keine Chance.«

»Nur wegen der Träume?«

»Ja.«

»Das nehme ich dir nicht ab, Horace.« Der Sergeant hob die Schultern. »Ich als Polizist bin es gewohnt, Beweise zu bekommen. Ansonsten kann ich nichts glauben. Wenn du mich persönlich fragst, so sehe ich für Mary noch immer eine Chance. Mallmann wird doch nicht so dumm sein und seinen besten Trumpf aus der Hand geben.«

»Einen Trumpf gegen mich?«

»Auch, wobei ich mehr an deinen Sohn denke. Durch Mary kann er ihn erpressen. Ich meine, Horace, daß dein Denken falsch ist. Wir sollten noch einmal darüber reden.« McDuff schaute auf die Uhr.

»Aber nicht jetzt, sondern später. Was ist mit heute abend? Hast du da etwas vor?«

»Was sollte ich schon vorhaben?«

»Dann treffen wir uns bei mir und gehen ein Bier trinken. Wir müssen die Probleme einfach in den Griff bekommen. Ich an deiner Stelle würde versuchen, John zu erreichen. Vielleicht weiß der eine Lösung.«

»Nein, ich rufe meinen Sohn nicht an.«

»Weshalb nicht?«

»Wenn John eine Spur gefunden hätte, wäre ich der erste, der davon erfahren würde. Da er keine hat, können wir uns nur gegenseitig das Leben schwermachen.«

»Wenn du es so siehst…« McDuff stemmte sich aus dem Ledersessel. »Vielen Dank für den Drink, Horace.«

»Hör auf!« Er brachte den Sergeant noch zur Tür, wo McDuff die Hand des Freundes festhielt. »Und wegen heute abend, solltest du es dir noch einmal durch den Kopf gehen lassen.«

»Ich rufe dich an.«

»Okay.« McDuff lächelte. Worte des Trostes waren unangebracht.

Was hätte er auch Neues sagen sollen? Es war alles gesagt worden.

Neues gab es nicht. Der Sergeant stieg in seinen Wagen. Beim Start hupte er kurz und rauschte ab.

Zurück ließ er keinen Mann, der nicht mehr weiterwußte, der sich bisher so unheimlich beherrscht hatte, doch jetzt, als er allein war, seinen Gefühlen freien Lauf ließ.

Horace F. Sinclair wankte in sein Arbeitszimmer, wo er sich hinter den Schreibtisch setzte und sein Gesicht gegen die übereinanderliegenden Arme preßte.

Sosehr er sich über den Besuch seines Freundes gefreut hatte, er war zugleich auch ungemein anstrengend gewesen, und er hatte seine Depressionen nicht ablegen können.

Im Gegenteil, sie waren noch schlimmer geworden. McDuff hatte es nur vorsichtig angedeutet und auch nicht direkt gesagt, aber Sinclair wußte Bescheid.

Die Bewohner von Lauder wollten ihn nicht mehr. Sie gaben ihm die Schuld an den schlimmen Dingen, die passiert waren. Im Prinzip hatten sie recht, Sinclair konnte sogar Verständnis dafür aufbringen, aber die Härte der Menschen erschreckte ihn doch. Er verlangte kein Mitleid, etwas Verständnis allerdings, und das wiederum brachten ihm die Bewohner nicht entgegen.

Was also tun?

Sich noch einmal aufbäumen? Abermals versuchen, den Kampf aufzunehmen? Weitermachen, den Sohn anrufen, ihn fragen, ob er Lauder verlassen sollte?

Die Fragen bohrten sich in seinem Gehirn fest, nur eine Antwort fand er nicht.

Er fühlte sich inmitten einer Schlinge, die sich immer enger zusammenzog. Sie würgte ihn, sie hatte sich regelrecht um seinen Hals gewickelt, und Horace F. Sinclair, der mühsam den Kopf hob, mußte wieder einmal das Tränenwasser aus den Augen wischen.

Es hatte alles keinen Zweck mehr. Es war einfach sinnlos geworden, das Leben, das er führte.

Sinnlos?

Lange Zeit starrte er ins Leere, hing seinen Gedanken nach, wurde eins mit der ihn umgebenden Stille und schrak plötzlich derart zusammen, daß es so wirkte, als hätte er einen Entschluß gefaßt.

Das war auch der Fall.

Mit der rechten Hand zog er die ebenfalls rechte Schublade seines alten Schreibtischs auf.

Die Finger glitten hinein. Zielsicher fanden sie, was sie gesucht hatten.

Es war der Griff einer Waffe!

***

Sekundenlang ließ Horace F. Sinclair den Revolver in der Lade. Er atmete heftig durch den offenen Mund, auf seinem Gesicht lag Schweiß. Dann gab er sich einen Ruck und zog die Hand aus der Schublade hervor. Mit dem Revolver.

Jetzt lag die Waffe außen. Auf dem Schreibtisch hatte er sie plaziert. Es war ein Trommelrevolver der Marke Colt. Sinclair wußte, daß die Waffe geladen war. Er brauchte die Mündung nur gegen seine Schläfe zu pressen und abzudrücken, dann war alles vorbei. Er würde keine

Sorgen mehr haben, die schwemmten weg wie altes Treibholz im Wasser.

Mary Sinclair, sein Sohn John, die Bekannten und Freunde, alles blieb zurück.

Sie wollten ihn nicht mehr hier in Lauder, und nun wollte er ebenfalls nicht.

Langsam hob er den Arm. Er ließ sich Zeit, als wollte er die Spanne zwischen Leben und Tod besonders genießen. Der Entschluß war nicht einmal sehr plötzlich in ihm gereift. Bereits vor zwei Tagen hatte er mit dem Gedanken gespielt, seinem Leben ein Ende zu setzen, weil es sinnlos gewesen war.

Horace F. Sinclair zählte im Prinzip zu den gläubigen Menschen, die den Selbstmord ablehnen mußten, doch er war in diesen Augenblicken so verzweifelt, daß er an nichts anderes mehr denken konnte. Vielleicht hätte ihn John abhalten können, er war weit weg. Der Vater saß allein in einem leeren Haus und sah keine Perspektiven für ein weiteres Dasein mehr.

Wieder bewegte sich seine Hand vor. Nur mehr eine Winzigkeit, dann würde die runde Mündung seine Schläfe berühren. Als dies geschah, zuckte Sinclair zusammen. Nicht allein wegen der Berührung, er wunderte sich auch über die Kälte der Waffe.

Kalt wie der Tod, der für die Hinterbliebenen stets einen größeren Schrecken bedeutete.

Noch umklammerte seine Hand nur den Griff. Sinclair brauchte nur den Zeigefinger auszustrecken und ihn dadurch zu krümmen, um den Abzugsbügel zu erreichen.

Das Fenster des Arbeitszimmers war nicht geschlossen. Von draußen her drang das helle Zwitschern der Vögel in den Raum. Ein Geräusch, das Sinclair an das Leben erinnern mußte, doch er war ein Mann, der sich auf den Tod eingestellt hatte.

Noch ein Stück wanderte sein Zeigefinger weiter, bis er die richtige Position erreicht hatte und den Abzugsbügel umklammerte. Jetzt nur noch den winzigen Druck, das leichte Ziehen und…

Ja, er wollte es…

»Horace!« Ein gellender Schrei erreichte seine Ohren. »Bist du wahnsinnig, bist du verrückt?«

Sinclair erstarrte. Und langsam, unendlich langsam, rutschte die Mündung von seiner Stirn weg nach unten, über das Fleisch der Wange, bis zum seitlichen Kinn.

Dann brach er weinend zusammen…

***

Durch das offene Fenster kletterte Sergeant McDuff, aufgelöst und aufgeregt. Er hatte zweimal geklingelt, es war nicht geöffnet worden,

und da war der Polizist mißtrauisch geworden, um das Haus gegangen und hatte durch das offene Fenster geschaut.

Im letzten Moment hatte er Horace F. Sinclair von seiner schrecklichen Tat abhalten können. Wäre er zwei Sekunden später gekommen, hätte es für den Anwalt keine Hilfe mehr gegeben.

Allein das Nachdenken über diese Tatsache ließ sein Herz schneller schlagen. Dabei hatte er geglaubt, seinen Freund zu kennen. Daß dieser so endgültig reagieren würde, hätte er nie für möglich gehalten.

McDuff kletterte in das Zimmer. Und er dachte auch darüber nach, weshalb er zurückgekommen war. Auf halbem Wege war ihm eingefallen, daß er seine Jacke vergessen hatte. Diese profane Tatsache hatte schließlich einem Menschen das Leben gerettet.

Sinclair hatte seine Haltung nicht verändert. Nach wie vor hockte er zusammengesunken an seinem Schreibtisch und hielt auch noch den schweren Revolver fest.

McDuff ging hin und entzog ihm die Waffe. Er steckte den Revolver in seinen Gürtel.

Sinclair tat nichts. Er hockte zusammengesunken auf dem Stuhl.

Nur sein schweres Atmen war zu hören.

McDuff war Psychologe genug, um zu wissen, daß er diesen Mann jetzt nicht ansprechen durfte. Er mußte ihm die Chance geben, wieder zu sich selbst zu finden.

Minuten vergingen. McDuff sagte nichts. Die Jacke hatte er sich über die Schultern gehängt. Schließlich hob Horace F. Sinclair den Kopf an und zwinkerte mit seinen rotunterlaufenen Augen.

»Hallo, Horace.«

»Du, McDuff?«

»Ja, ich.«

»Was machst du denn hier?«

Der Sergeant lachte. »Was ich hier mache? Ich bin zurückgekehrt, um dir das Leben zu retten. Du Idiot, du Volltrottel! Wie kannst du ein Leben nur so wegwerfen wie eine alte Decke!« Er schlug gegen die Stirn. »Bist du denn von allen Geistern verlassen, Horace? Hast du tatsächlich durchgedreht?«

»Ich weiß nicht…«

»Jedenfalls wolltest du dich erschießen, mit dem Revolver hier.«

McDuff deutete auf die in seinem Hosenbund steckende Waffe. »Die Mündung berührte schon deine Kehle, der Zeigefinger lag am Abzug. Wäre ich zwei oder drei Sekunden später gekommen, hätte ich jetzt den Leichenbeschauer anrufen können.« Er schüttelte den Kopf. »Horace, Horace, was geht nur in dir vor, alter Junge?«

Der Anwalt wühlte sein graues Haar durch. »Was in mir vorgeht? Das will ich dir sagen. Ich kann einfach nicht mehr, verstehst du? Ich bin am Ende, fertig, aus, vorbei.«

»Und weil das so ist, nimmst du die Knarre, setzt sie dir an die Schläfe und willst abdrücken. Alles zurücklassen, keine Probleme mehr, keine Sorgen, kein gar nichts. An diejenigen, die du zurückgelassen hast, denkst du wohl nicht – oder?«

»Ich habe ja keine…«

»Egal, du hättest aber. Was hätte denn dein Sohn dazu gesagt? Hast du nicht an ihn gedacht?«

»Der ist weit weg.«

»Klar, aber John gehört zu den Menschen, die dich nie begriffen hätten. Wahrscheinlich wäre auch er an deinem Selbstmord innerlich zerbrochen. Wie oft hat er schon in ausweglosen Situationen gesteckt, Horace? Das brauche ich dir nicht zu sagen, wir alle haben es selbst erlebt, haben das Grauen hautnah gespürt. Du hast dich stets auf seine Seite gestellt, hast immer gekämpft. Ich brauche dir die einzelnen Stationen wohl nicht aufzuzählen. Und jetzt drehst du plötzlich durch. Wirfst einfach alles zur Seite, was dir mal lieb und teuer gewesen ist. Horace, ich verstehe dich nicht.«

»McDuff, du hast auch keine Frau verloren.«

»Das zählt für mich nicht, Horace. Weil du gar nicht weißt, ob Mary wirklich tot ist.«

»Auch wenn Mallmann sie zu einem Vampir gemacht hat, ist sie für mich gestorben. Ich könnte nie mehr mit ihr zusammenleben. Stell dir vor, sie besucht mich in ihrer Gestalt. Was müßte ich tun? Sie würde mein Blut trinken wollen, und mir würde nichts anderes übrigbleiben, als meine eigene Frau zu töten.«

»Das ist Theorie, Horace.«

Sinclair verzog das Gesicht. »Für dich vielleicht. Ich sehe das anders, ich denke an meine Träume.«

»Die sich längst nicht zu erfüllen brauchen, Horace. Sorry, aber du hast mich enttäuscht.«

Der Anwalt breitete die Arme aus. »Habe ich nicht viele Menschen in Lauder enttäuscht?«

»Killefit!« knurrte McDuff. »Wer hört denn schon auf diese Schwätzer? Willst du ihnen tatsächlich den Triumph gönnen und dich so spektakulär ausklinken?«

»Sie könnten wieder ruhiger sein.«

»Glaub das doch nicht, Horace. Bitte, schalte wieder deinen gesunden Menschenverstand ein. Wenn du meinen Rat hören willst, dann wähle zwischen zwei Möglichkeiten. Entweder packst du deine Sachen und fährst nach London, oder du rufst John an und diskutierst mit ihm die Probleme durch.«

»Nein, McDuff, er soll nichts davon erfahren.«

»Feige bist du auch noch, wie?«

»Bitte, sag ihm nichts.«

Der Sergeant wiegte den Kopf. »So einfach ist das nicht. Auch du mußt dich an Bedingungen halten.«

»Und welche sind das?«

»Du mußt mir in die Hand versprechen, Horace, nicht noch einmal einen derartigen Mist zu bauen.«

Sinclair überlegte. »Mist«, murmelte er. »Ich weiß nicht, ob es Mist war. Es war einfach eine Reaktion, verstehst du? Eine Reaktion auf das, was ich erlebt habe. Es kam zuviel zusammen und summierte sich zur Einsamkeit. Weißt du, wie es ist, wenn man das Gefühl hat, alles verloren zu haben?«

»Nein, ich kann da auch nicht mitreden. Bisher habe ich nur über die Dinge gelesen und bin nie persönlich betroffen worden. Daß du so etwas versucht hast, Horace, hat mir einen richtigen Schock versetzt. Das war ein Stoß unter die Gürtellinie.« Er klopfte auf die Waffe. »Nicht, daß ich dir mißtraue, aber den Revolver werde ich mitnehmen. Sicher ist sicher.« Er nahm auch sein Jackett und warf es über die Schulter. »Du kannst auch mitkommen, Horace.«

»Nein, ich bleibe.«

»Und was ist mit dem heutigen Abend? Da sollten wir uns sehen. Ich hoffe, du hast es nicht vergessen.«

»Keine Sorge.«

Die beiden Männer verließen das Haus und gingen in die drückende Schwüle hinein. Horace F. Sinclair brachte den Freund noch bis zu dessen Wagen. Dort reichten sich die beiden die Hand.

»Und keine Sorge, Horace«, sagte der Sergeant, »ich werde deinem Sohn nichts sagen.«

»Danke.«

McDuff stieg in den Wagen und brauste zum zweitenmal an diesem Morgen davon.

Horace F. Sinclair starrte ihm nach. Er schaute auch gegen die blasse Sonne, die sich hinter dunstigen Wolken versteckte. In der Ferne, hoch über den Bergen, ballte sich eine dunkle Wand zusammen. Spätestens am frühen Abend würde es Gewitter geben.

Tief atmete der Mann durch. Noch immer war er verzweifelt. Er suchte nach Momenten, die ihn befreiten, von dem gewaltigen Druck erlösten, den er zu tragen hatte, aber da gab es nichts, was ihn dorthin hätte führen können. Sein Geist war gefangen, er konnte noch nicht befreit werden, weil die Gegenwart zu schlimm war.

Mit gebeugtem Kopf schritt er der Haustür entgegen, den Blick starr zu Boden gerichtet, versunken und verloren in tiefen, schlimmen Gedanken. Er hätte sich eigentlich Vorwürfe machen müssen, nur wunderte er sich darüber, daß er es nicht konnte. Es wollten ihm einfach keine Vorwürfe gelingen.

Dafür dachte er an seine entführte Frau, als er die Tür aufstieß, in die

Diele trat – und zusammenzuckte, denn plötzlich schlug ihm eine feurige Lohe entgegen.

Sinclair blieb stehen. Er fand nicht den Mut, nach hinten zu gehen und zu flüchten.

Gebannt starrte er auf die Flamme, die sich nicht ausbreitete. In deren Innern aber zeichnete sich eine Gestalt ab.

Es war eine fast nackte Frau!

***

Sinclair senior wußte genau, daß es nicht nur die eine Welt gab.

Durch seinen Sohn hatte er viel von anderen Reichen und Dimensionen erfahren, die jenseits der sichtbaren Zonen lagen und wo sich Mächte und Kräfte manifestiert hatten, die nur hin und wieder die Grenzen überwanden und in die sichtbaren Welten vorstießen.

Dieser Gedankengang schoß ihm durch den Kopf, als er die brennende Person sah, die sich in diesem Mantel aus Feuer dermaßen wohl fühlte, daß sie sich strecken und recken konnte. Sie bewegte sich wie ein Tänzerin. Manchmal lösten sich ihre Umrisse auf, da war sie nur noch Feuer, dann wieder Frau, und plötzlich sanken die Flammen zusammen, ohne den Fußboden zu versengen.

Der Anwalt stand in seinem eigenen Haus wie ein Denkmal. Den Arm halb erhoben, die Hand zum Schutz gegen die Augen gehalten, doch an ihr vorbeischielend.

Plötzlich fiel ihm die Szene ein, die er vom Fenster aus gesehen hatte. Draußen hatte er das Feuer gesehen. Flammen, die hochschossen und eine Frau umschlangen, die nun vor ihm stand. Schwungvoll warf sie das blonde Haar zurück, wobei ihre Augen ebenfalls leuchteten, als wären sie mit Feuer gefüllt.

Der Blick des Mannes glitt an ihrer Gestalt entlang nach unten. Er streifte auch die Hüfte, und Sinclair wunderte sich, daß sie im Rand der schmalen Hose noch eine Waffe stecken hatte, einen kurzläufigen Colt-Revolver.

Die Unbekannte winkelte die Arme an und stemmte die Hände in die Hüften. In dieser provozierend wirkenden Haltung blieb sie stehen, bewegte nur die Augen, um zu zeigen, daß sie sich umsehen wollte. In ihrem hart geschnittenen Gesicht regte sich kein Muskel.

Sie gab sich lässig, sie ging zur Seite, und Sinclair wunderte sich, wie sicher sich die Person in einem doch fremden Haus bewegte.

Dabei begann sie zu sprechen. »Ja«, sagte sie mit leiser Stimme, »es ist alles so, wie ich es mir nicht nur vorgestellt habe, sondern wie ich es auch beschrieben bekam.«

Horace hörte die Worte zwar, allein, er fragte nicht nach und wartete auf die Reaktion der Fremden, die auch folgte, denn die Halbnackte blieb plötzlich stehen und drehte sich zu dem Mann hin um.

»Hast du meine Worte verstanden?«
»Schon.«
»Weshalb reagierst du denn nicht?«
Sinclair lächelte verwundert. »Was soll ich denn sagen?«
»Nachdenken, mein Lieber. Ich sagte, daß es mir so beschrieben worden ist, ein Haus.«
»Ja – und?«
Sie kam näher. Es war kaum ein Geräusch zu hören, als sich ihre nackten Füße über den Boden bewegten. »Möchtest du nicht wissen, wer mir dein Haus beschrieben hat?«
»Nein, nicht unbedingt. Ich nehme aber an, daß du es mir gleich sagen wirst.«
Die Flammenfrau blieb stehen. »Es war eine Person, die du gut kennst, Sinclair. Sie steht dir sehr nahe, noch immer, obwohl sie seit einigen Monaten verschwunden ist…«
Sinclair begriff. Er gab nur keinen Kommentar ab. Er stand da, sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Schweiß perlte auf der Stirn und legte sich in die kleinen Gräben der Haut, die durch sein verzerrtes Lächeln entstanden waren.
Schwer holte er Luft, schluckte dabei, hörte sein Herz wühlend trommeln, ächzte und schüttelte den Kopf, als wollte er den Gedanken nicht wahrhaben.
»Sag es schon!« forderte die Flammenfrau ihn auf.
»M… Mary?«
»Ja!« Sie jubelte die Antwort. »Deine Frau Mary hat mir das Haus so gut beschrieben.«
Horace F. Sinclair brach nicht zusammen, er blieb stehen, spürte das Nachgeben in seinen Knien und mußte sich an der Rückenlehne eines Holzstuhls abstützen.
Die Umgebung verschwamm vor seinen Augen. Zum erstenmal seit langer Zeit hatte er von seiner Frau durch eine Fremde gehört.
Was ihm so lange verwehrt gewesen war, brach plötzlich über ihm wie ein Unwetter zusammen und riß seine Gefühle mit in einen Wirbel aus Stur, Grauen und auch Wissen.
»Woher?« ächzte er und wunderte sich dabei über seine fremd klingende Stimme. »Woher weißt du von ihr? Hast du sie gesehen? Hast du sie gesprochen? Kennst du sie überhaupt?«
»Gut sogar.«
Sinclair hatte mit der Antwort im Prinzip gerechnet, dennoch überraschten ihn die Worte. Er spürte einen Kälteschock, der ihn beinahe einfrieren ließ. Plötzlich war die Welt eine andere geworden. Wer immer die geheimnisvolle Person auch war, wie immer sie zu ihm oder Mary stand, jedenfalls wußte sie etwas über sie.
Nur das zählte…

Er ging auf die Fremde zu. Langsam, mit ausgestreckten Armen, die Hände dabei bewegend, eine bittende Geste, untermauert durch die tränenfeuchten Augen und eine flüsternde Stimme, die jedes Wort erst suchen und formulieren mußte. »Sagen Sie mir, wo ich meine Mary finden kann. Bitte, sagen Sie es mir…«

Die Fremde glitt tänzelnd zurück, bevor Sinclair sie berühren konnte. »So einfach ist es nicht«, sagte sie. »Nein, so leicht will ich es dir nicht machen.«

»Nein?« Sinclair blieb stehen. Zitternd und eine Gänsehaut auf dem Rücken bekommend. »Warum nicht? Warum willst du es mir nicht sagen?«

»Ich muß erst sicher sein, auf welcher Seite du stehst.«

»Auf der Seite meiner Frau.«

Die Fremde lächelte spöttisch. »Das ehrt dich, Sinclair, das ehrt dich wirklich. Nur vergiß eines nicht. Du hast noch einen Sohn mit dem Namen John. Was ist mit ihm?«

»Was soll mit ihm sein? Auch er sucht nach seiner Mutter. Er will sie ebenfalls zurückhaben.«

»Wenn das so einfach wäre…« Sie lächelte wieder und ließ ihre Worte wirken.

Sinclair rang die Hände. »Was soll er denn noch tun? Du… du hast etwas mit Mallmann zu tun, nicht wahr?«

»Das kann sein.«

»Schön, wir wissen, daß der Vampir meine Frau und Johns Mutter entführt hat. Aber wir wissen nicht, was mit ihr ist? Was hat Mallmann ihr getan? Hat er sie zu einem Blutsauger gemacht?«

»Was denkst du denn?«

Sinclair konnte den Spott in der Stimme nicht ertragen. Er warf sich plötzlich vor, ließ seinen Gefühlen freien Lauf, die sich so lange aufgestaut hatten. Seine Hände fuhren wie die Backen einer Schere auf die Person zu, um deren Hals zu umklammern. Er wollte sie durchschütteln, sie fertigmachen, die Wahrheit aus ihr herauspressen, aber die erste Berührung reichte bereits, um ihn aufschreien zu lassen. Flatternd zuckte er zurück, bewegte seine Hände wie kleine Flügel und wurde erst durch eine Wand gestoppt.

»Mach das nicht noch mal!«

Horace hatte die Warnung gehört. Er schaute auf die Handflächen, die einen roten Streifen zeigten, als wäre die Haut dort angesengt worden. Jetzt begriff er auch die Warnung. Wenn er die Fremde noch einmal angriff, war alles vorbei. Dann würde seine Haut wie schwarze Pelle abfallen, so sehr war sie verbrannt.

»Nun?«

Seine Augen füllten sich mit Tränen. »Weshalb?« flüsterte er, »weshalb mußt du mich *so* quälen?«

»Es ist keine Qual. Ich will nur, daß du dich meinen Vorstellungen fügst. Wenn nicht, kann ich für nichts garantieren, dann läuft unser Plan genau entgegengesetzt.«

»Welcher Plan?«

»Du wirst ihn gleich erfahren. Zunächst einmal der Reihe nach. Was denkst du, was mit deiner Frau Mary geschehen ist? Sag es mir! Was nimmst du alles an?«

Sinclair hob die Schultern. »Ich… ich weiß es doch nicht. Es kann alles gewesen sein.«

»Ja, du hast recht – alles. Aber was alles? Lebt sie, wurde sie gefoltert, läuft sie vielleicht als blutsaugendes und blutgieriges Wesen umher?«

Sinclair schüttelte den Kopf. Er sah deprimiert aus. »Ich… ich weiß es nicht …«

»Dann will ich dir einen Beweis geben, Sinclair!«

Der Anwalt schaute auf. »Einen Beweis?« hauchte er.

Die Flammenfrau nickte. »Ja, ich will dich nicht im unklaren lassen.« Sie ließ die Hand hinter ihrem Rücken verschwinden. Wo immer sie das Foto gehabt haben mochte, sie zeigte es Sinclair, als dieser einen Schritt auf sie zukam.

»Wer ist das?«

Der Anwalt ging noch näher. Das Foto war farbig, es zeigte eine Person, das war genau zu erkennen. Schweiß bildete sich noch stärker auf seiner Stirn. Seine Lippen zuckten, auch die Adern an seinem Hals bewegten sich zuckend.

»Nun?«

»Sie… sie … es ist …« Sinclair holte tief Luft. »Meine Frau!« brüllte er durch das Haus. »Es ist meine Frau!« Er wollte der Fremden das Foto aus der Hand reißen, doch sie zog den Arm blitzschnell zurück und stieß dabei ein hartes Lachen aus. »Tatsächlich, du hast recht. Es ist deine Frau, Sinclair.«

»Und jetzt?«

Sie hielt es fest, überlegte, dann neigte sie die Hand und überreichte ihm die Aufnahme. »Da, schau sie dir an, Sinclair. Schau genau hin und sage mir, was los ist.«

Er schluckte. Der Mund stand zur Hälfte offen. Dann flüsterte er mit heiserer Stimme: »Mein Gott, mein Gott…« Tränen verschleierten die Blicke des älteren Mannes. Er wischte sich über die Augen, um die Einzelheiten auf dem Bild besser erkennen zu können.

Im Vordergrund sah er seine Mary. Sie stand, sie lag – oder beides? Jedenfalls war ihre Haltung nicht mehr normal. In einer Schräge, vor einer Wand, mit einem bleichen, ausgemergeltem Gesicht, in dem die Spuren der Gefangenschaft deutlich zu sehen war.

Ein hartes, brutales Leiden, das man ihr zugefügt hatte.

»Nun?«

Sinclair sagte nichts. Er konzentrierte sich auf Marys Mund, suchte nach den verdammten Bluthauern, doch sie hielt auf dem Foto die Lippen fest geschlossen, so daß er über ihr eigentliches Schicksal keinen Bescheid bekam.

Seine Hand mit dem Foto sank nach unten. Er veränderte aber seine Blickrichtung und schaute der Flammenfrau ins Gesicht. »Ich weiß noch nicht Bescheid, ich muß erfahren, ob…«

»Ist sie das, oder ist sie das nicht?«

»Du meinst Mary?«

»Ja.«

Horace F. Sinclair nickte. »Ja, sie ist es. Es ist meine Mary. Woher hast du die Aufnahme?«

Die Fremde lachte. »Möglicherweise weiß ich, wo sie sich aufhält. Daß es ein Versteck ist, wirst du ja gesehen haben. Es gibt eben Menschen, die es kennen.«

»Und wo?« hauchte der Mann.

»Nicht hier, nicht in diesem Land, sondern in einem anderen, fernen, aber auch nicht so fern…«

»Wo?« schrie er.

Die Flammenfrau streckte den Arm aus. »Alles zu seiner Zeit, Mr. Sinclair, alles zu seiner Zeit. Ich könnte dich zu ihr bringen, wenn du gewisse Bedingungen dabei erfüllst.«

»Welche?«

»Zum Beispiel müßtest du die Nerven behalten, nicht durchdrehen und unseren Plänen nicht im Wege stehen. Dann könnten wir deine Frau zurückgeben.«

»Was sind das für Pläne? Haben sie mit Will Mallmann zu tun? Steckt die Aktion D dahinter?«

»Alles hängt mit ihr zusammen und auch mit uns – den ›Staubgeborenen Frauen‹ oder ›Leichen-Ladies‹.«

»Den was?«

»Vergiß es vorerst, Sinclair. Für uns ist wichtig, daß die Bedingungen des Will Mallmann erfüllt werden.«

»Dann sage sie mir!«

»Dein Sohn spielt eine Rolle, dieser Chinese ebenfalls. Es ist alles ein wenig komplizierter.«

Sinclair hatte sich wieder etwas gefangen, um einigermaßen klar und nüchtern nachdenken zu können.

»Mein Sohn also, Suko ebenfalls. Kann ich davon ausgehen, daß noch ein dritter eine wichtige Funktion erfüllt? Ich denke da an den Blutstein.«

Sie nickte. »Davon kannst du getrost ausgehen. Auch ihn haben und dürfen wir nicht vergessen.«

»Und wie läuft es ab?«
»Wichtig ist Sinclair. Er und sein Freund müssen eine kleine Reise antreten. Nicht sehr weit, außerhalb dieses Landes, aber innerhalb Europas.«
»Wohin?«
»Die ›Leichen-Ladies‹ erwarten seinen Besuch.«
Sinclair schrak zusammen. »Du hast sie schon einmal erwähnt. Gehörst du auch dazu?«
»Das ist möglich.«
»Saugen sie auch Blut?«
»Du wirst es alles sehen, wenn du bei ihnen bist und dich mit ihnen unterhalten kannst. Wir haben lange genug gewartet, jetzt ist die Zeit endgültig reif.«
Horace F. Sinclair nickte. »Das meine ich«, flüsterte er. »Ja, die Zeit ist reif.«
»Wie gut, daß du es einsiehst.«
»Aber ich habe noch eine sehr wichtige Frage.«
»Bitte.«
»Ich sah Mary auf dem Bild. Ich erkannte in ihrem Gesicht die schreckliche Qual«, flüsterte er, »aber ich konnte eines nicht sehen. Was ist mit ihr? Hat dieser verfluchte Vampir sie ebenfalls zu einem Blutsauger gemacht? Hat er ihr Blut getrunken? Läuft sie jetzt als Vampir umher? Sag es mir.«
Die Flammenfrau starrte ihn an. »Nein! Du wirst die Antwort nicht jetzt bekommen. Erst wenn du sie siehst und ihr gegenüberstehst, wird sich alles klären.«
Sinclair schüttelte den Kopf, verzog die Mundwinkel und knetete mit müden Bewegungen sein Gesicht.
Hoffnung kann auch Terror sein, dachte er. Ein verdammter Psycho-Terror, der ihn noch tiefer treffen sollte, als die langen Tage und Nächte zuvor. Die Gegenseite wußte genau, was sie tat. Sie war mit allen Wassern gewaschen, sie war grausam und brutal.
Die Flammenfrau deutete auf das Telefon. »Und jetzt, Horace F. Sinclair, wirst du jemand anrufen. Du wirst ihm nur wenig sagen, nur die Worte, die ich dir vorspreche.«
»Wen soll ich anrufen?«
»Deinen Sohn, Sinclair…«

***

Den Rest des Tags waren wir auf der Stelle getreten, obwohl wir einiges erfahren hatten, was die Beginen anging. Suko und ich waren zu einem Geschichtsprofessor gefahren, der uns erklärte, daß die mittelalterlichen Beginenhöfe seit kurzem wieder eine Renaissance erlebten, einen gewissen Neuanfang und von bestimmten

Frauengruppen übernommen wurden, weil sie autonom leben wollten.
»Auch hier auf der Insel?« fragte ich.
»Nein!« erwiderte der noch junge Professor und schob seine Lesebrille ein Stück höher. »In England habe ich noch nichts davon gehört. Wäre dem so, hätte ich es erfahren.«
»Dann kommt nur das Festland in Frage.«
»Ja.«
Er hatte uns herausgeschrieben, wo wir die Höfe finden konnten.
Sie verteilten sich im niederländischen Raum, also in Holland, aber auch in Belgien. In der Nähe von Brügge und Gent gab es welche, außerdem bei Amsterdam und Breda.
»Wie sind sie belegt?« fragte Suko. »Können Sie uns darüber vielleicht Auskunft geben?«
Der Historiker wiegte den Kopf. »Da verlangen Sie einfach zuviel von mir, Gentlemen. Ich habe mich zwar mit dieser Art von Lebensform beschäftigt, aber ich selbst konnte die Höfe kaum besuchen. Wenigstens in der letzten Zeit nicht. Viele glichen verfallenen Klöstern, doch wenn sie einmal übernommen wurden, dann setzten die Frauen alles daran, um sie wieder wohnlich zu gestalten.«
»Können Sie etwas über die Besetzung sagen, über die Anzahl der Personen?«
»Das ist unterschiedlich. Es gibt sehr kleine Gruppen mit fünf oder sechs Beginen. Es existieren aber auch die größeren Gemeinschaften von meinetwegen mehr als einem Dutzend Beginen. Das ist sehr unterschiedlich. Es kommt einfach darauf an, wie sich die Frauen zusammenfinden.«
»Kann man es als eine Mode ansehen?« wollte Suko wissen.
»Ja, wenn Sie es *so* sehen. Ich würde den Begriff Lebensform benutzen und noch das Adjektiv alternativ davor setzen, aber bitte schön, jeder denkt anders darüber.«
»Alternativ sagen Sie«, sprach ich weiter. »Womit verdienen die Beginen ihren Lebensunterhalt?«
Der Professor lächelte. »Oh, das ist sehr interessant, meine Herren. Diese Frauen haben sich wieder auf die alten Handwerkskünste besonnen. Sie klöppeln, sie sticken, sie nähen. Was sie aus reinen Naturprodukten herstellen, ist ausgezeichnete Ware. Wer bei ihnen Spitze kauft, wird kein Schild entdecken, auf dem ›Made in Hongkong‹ steht. Das kann ihnen beim Touristennepp in Brüssel passieren. Außerdem sind sie auch landwirtschaftlich sehr orientiert. Sie leben autark, bauen alles selbst an, versorgen sich selbst.«
»Manche Frauengruppen habe ich als fanatisch kennengelernt. Sind das die neuen Beginen auch?«
Der Professor lächelte. »Mr. Sinclair, irgendwo ist jeder von uns fanatisch. Natürlich gibt es auch bei den Beginen einen gewissen

Fanatismus, aber der mündet nicht in Gewalt. Sie leben ihr Leben und sind auch auf keine bestimmte Religion fixiert.«

»Wie sieht es dann mit den Ersatzreligionen bei ihnen aus? Ich denke da an New Age, New Wave und alles, was nun mal dazugehört.«

»Da werden sicher einige Dinge laufen. Ob sie allerdings zu den modernen Hexen zählen, kann ich Ihnen nicht sagen. Man könnte unter Umständen davon ausgehen.«

Suko und ich schauten uns an. »Hast du noch eine Frage, John?«

»Nein, nicht mehr.« Wir erhoben uns, auch der Professor stand auf.

»Tut mir leid, daß ich Ihnen nicht mehr helfen konnte, aber die Beginen leben doch auf ihren klosterähnlichen Höfen und Refugien sehr zurückgezogen.«

»Das ist klar.«

»Jetzt hätte ich noch eine Frage. Beschäftigen Sie sich privat oder dienstlich mit ihnen?«

»Das steht noch nicht fest«, wich ich aus. »Wir müssen da noch genauere Erkundigungen einziehen.«

»Das heißt, Sie wollen hinfahren?«

»Ja, nur wissen wir nicht, welcher Hof unser Ziel ist. Ich glaube, wir fahren alle ab.«

»Dann ist die Karte, die ich Ihnen überlassen habe, ein guter Wegweiser. Sie ist ungefähr ein Jahr alt. Es kann sein, daß mittlerweile noch neue Höfe gegründet worden sind, aber das entzieht sich dann meiner Kenntnis. Leider.«

»Schon gut, Professor, wir danken Ihnen für die Hilfe.« Suko und ich reichten ihm die Hand.

Er brachte uns noch bis zur Tür. Draußen hatte die Schwüle nicht nachgelassen. Der Himmel wurde allmählich schwarz. Ein Gewitter war im Anmarsch.

Zum Yard wollten wir nicht zurückfahren. Sir James wußte über den neuen Fall Bescheid. Für uns kam es nur darauf an, herauszufinden, von welch einem Hof die Feuerfrau stammte. Daß sie zu den Beginen gehörte, stand für uns irgendwie fest. Nicht ohne Grund hatte man uns den Weg dorthin gewiesen.

Suko ging mit in meine Wohnung. Zwischen den vier Wänden war es etwas kühler als draußen. Bei diesem Wetter trank selbst der Inspektor eine Flasche Bier.

Als ich zwei Flaschen hervorholte, beschlugen sie sofort. Das Bier gluckerte in die Gläser. Der erste Schluck tat gut, sorgte aber für einen gleichzeitigen Schweißausbruch.

Ich schaute durch das Fenster. Die dunkle Wand der Wolken zerteilten erste Blitze. Ein grollender, scharfer Donner fegte über das Land. Er hörte sich drohend an.

Suko fragte: »Hast du schon einen Plan, John?«

»Nein.«
»Also anfahren?«
»Richtig.«
Mein Freund lachte bissig. »Die können uns ganz schön auflaufen lassen, weißt du das?«
»Sicher, und erst recht Mallmann, sollte er hinter allem stecken. Ich werde auf jeden Fall den Blutstein mitnehmen, darauf kannst du dich verlassen.«
»Du bist nach wie vor davon überzeugt, daß er deine Mutter freiläßt, wenn er den Blutstein besitzt?«
»Keine Ahnung.«
»Andere Sache, John. Bist du denn bereit, ihm den Blutstein zu überlassen, oder willst du ihm eine Falle stellen?«
Ich lächelte kalt. »Wenn es möglich ist, werde ich das versuchen.«
»Und deine Mutter?«
»Die müssen wir trotzdem raushauen.«
Suko hob sein Glas. »Na denn Cheers«, sagte er. »Ich hoffe, daß es nicht danebengeht.«
Auch ich leerte das Gefäß. Ein krachender Donnerschlag ließ uns zusammenzucken, so laut, daß wir beinahe das Klingeln des Telefons überhört hätten.
Suko deutete auf den Apparat. »Es ist deine Nummer, nimm ab, Alter.«
»Ja, Moment, ich dachte gerade an Lady Sarah. Vielleicht weiß sie Bescheid.«
»Kann sein.«
Das Telefon schrillte weiter. Ich hob ab und hörte eine Stimme, die so leise klang, daß ich die Worte nicht verstehen konnte. »Hallo!« rief ich laut. »Wer ist es denn?«
»John – Junge…« Ich hörte die sehr fern klingende Stimme und schrak zusammen.
Es war mein Vater!
»Dad, zum Henker, was ist geschehen?«
»Du mußt fahren. Ich sage dir, wohin. Es geht um deine Mutter. Ich habe sie auf dem Bild gesehen. Du mußt… du sollst … sie ist hier. Die Flammenfrau …«
»Wie?«
»Ich sage dir die Adresse. In Belgien, sie ist…« Er gab sie mir durch. Einmal, zweimal. Ich schrieb in fliegender Hast mit, dann war die Verbindung weg.
Suko hatte es nicht im Sessel gehalten. Er war aufgestanden, stand neben mir und schaute auf den Zettel. »Dein Vater, Belgien, deine Mutter, die Beginen… sag jetzt nur nicht, daß es ein Zufall ist, John.«
»Nein, das ist es nicht. Es ist ein Plan, ein verdammter Plan.« Ich

sprach mit tonloser Stimme.
»Aber du hast die Adresse, nicht?«
»So ist es.«
»Und jetzt?«
Er bekam von mir keine Antwort. Kalkbleich und mit schweißbedeckter Stirn ließ ich mich in einen Sessel fallen, wo ich scharf nachdachte. Suko schaute gegen den düsteren Himmel, hinein in die Blitze und horchte dem Grollen des Donners.
Erst als ich aufstand, erhob auch er sich. Ich ging zum Telefon.
»Wen rufst du an, John?«
Meine Augen waren schmal geworden. »Ich will dir eines sagen, Freund. Wenn die andere Seite einen Plan besitzt, so werde ich ihr einen dagegensetzen. Wir sollen zu zweit kommen, Suko. Ja, auch dich wollen sie dabei haben, stell dir das vor!«
»Ja und…«
Ich schnickte mit den Fingern. »Wir werden zu zweit dort erscheinen, aber zuvor soll der Beginenhof von jemandem Besuch erhalten.«
»Wer denn?«
Ich tippte die Nummer schon ein, als ich die Antwort gab. »Ein Trumpf, ein Joker, eine Frau – Jane Collins…«

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 099 »Hüte dich vor Dracula «